

RUDOLF BORCHARDT  
DAS  
GESPRÄCH ÜBER  
FORMEN UND  
PLATONS LYSIS  
DEUTSCH

PT

2603

O69G4

1918

JW 5716

L 54

NUNC COGNOSCO EX PARTE

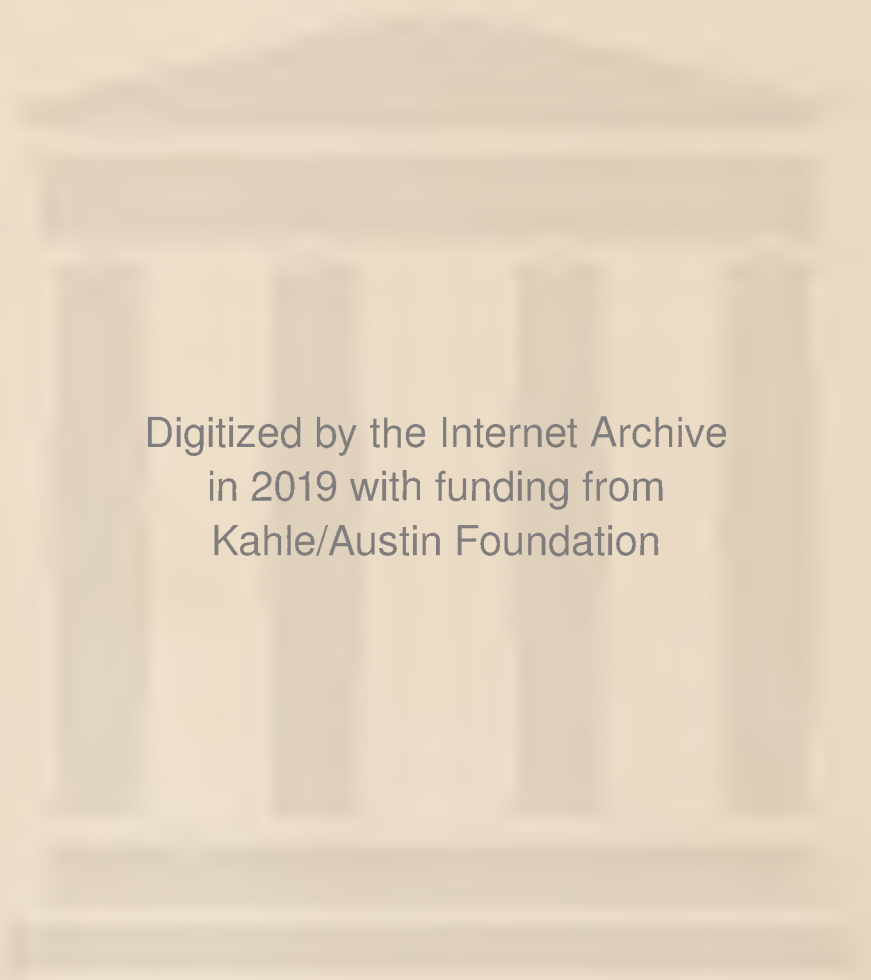


TRENT UNIVERSITY  
LIBRARY

v







Digitized by the Internet Archive  
in 2019 with funding from  
Kahle/Austin Foundation

Und da sei plötzlich von der Gasse her ans Tor geschlagen worden, und ein großer Lärm von Stimmen entstanden, wie von festlich Umziehenden, dazwischen eine Flöte. Und Agathon habe gesagt: „Schaut nach, wer es ist, und sagt, wir tränken noch, würden aber gleich aufbrechen, oder wenn es Bekannte sind, bittet sie hinein.“ Da sei dann sofort im Hofe die Stimme des Alcibiades gewesen, der sei augenscheinlich schwer trunken gewesen und habe unaufhörlich mit übertrieben lauter Stimme gefragt: wo Agathon sei? und man solle ihm zum Agathon weisen. Und sie hätten ihm zu der Gesellschaft gewiesen, er aber habe sich auf die Flötenspielerinnen und andere aus dem Gefolge mit den Armen aufgestützt und sei dann so in der Tür gestanden in einem schweren Kranze aus Epheu und Veilchen und das Haupt voller Festbinden, und habe gesagt: „Seid begrüßet, Herren, ihr bekommt einen trunkenen Mann zum Zechgenosssn.“

Platon im „Gelage“.





RUDOLF BORCHARDT

DAS  
GESPRÄCH ÜBER  
FORMEN UND  
PLATONS LYSIS  
DEUTSCH

---

HYPERION-VERLAG · BERLIN



PT 2603.069 G4 1918

GEDRUCKT BEI  
POESCHEL & TREPTE  
IN LEIPZIG  
IM SOMMER 1918

Zweite Auflage

ΕΠΙΓΡΑΜΜ ΑΛΣ WIDMUNG

ΒΙΒΛΕ ΤΙΝΟΣ ΦΕΡΕ ΔΗ ΣΙΓΑΙΣ ΠΑΡΑ ΣΗΜΑΤΙ; ΣΙΓΩ  
ΣΙΓΑΝ ΑΛΛΑ ΣΕ ΤΙΣ ΚΑΙ ΤΙ ΚΕΛΕΥΣ; ΕΡΕΩ  
ΔΙΣΓΕΝΕΟΥΣ ΤΟ ΧΑΡΙΣΜΑ ΘΕΟΥ ΤΟ ΤΕ ΚΑΙ ΔΙΟΝΥΣΟΥ  
ΤΟΥ ΝΕΟΥ ΙΜΕΡΟΕΝ ΤΟ ΣΤΑΦΟΣ ΑΜΦΟΤΕΡΟΝ  
ΑΝΔΡΑΣΙ ΚΑΙ ΧΛΩΡΑΝ ΚΕΥΘΩ ΤΡΙΧΑ ΤΑΝ ΠΕΡΙΚΕΡΔΗΣ  
ΚΕΡΣΑΤ ΕΠΕΙ ΚΕΡΔΟΥΣ ΠΑΝΤΟΣ ΑΜΟΙΡΟΣ ΕΦΥ

## NOTIZ

Leser, die mit ihrer Zeit leben, werden leicht bemerken, daß dies Buch zeitlich gesprochen seinen Horizont nicht mit dem Jahre seiner Veröffentlichung, sondern etwa um 1901 beschließt. Dies bemerkt der Verfasser nicht etwa, weil er Lesern, an denen ihm gelegen ist, zutraut, sie könnten seine Hinweise auf Walter Pater und Wieland von den unwerten Übersetzungen und dem vielerlei altbackenen Gerede herleiten, durch das jene beiden großen Künstler letzthin in Deutschland „eingeführt“, das heißt, in eine anarchische Literaten- und Geistesphäre hinunterpubliziert worden sind. Vielmehr fixiert er die Entstehungszeit dieser Schrift darum so nachdrücklich, weil seine Sorglosigkeit in der Mitteilung von Handschriften und Plänen an dritte Personen gerade im Falle des Lysis bereits mit jener Kaltblütigkeit ausgebeutet worden ist, die man einem so ungeschäftsmäßigen Leichtsinne entgegenzustellen hier und da geradezu für die Pflicht eines guten Hausvaters zu halten scheint. Da der Verfasser sich von den Märkten, an denen deutsche Literatur hin und her gehandelt wird, seit langem abgetrennt hat, so haben Freunde ihn unterrichten müssen, daß seinem Werk ein flinker Nebenbuhler entstanden ist, dieselben Freunde haben dann wenigstens die Veröffentlichung dieser ihnen seit Jahren bekannten Schrift sofort veranlaßt und mit einem Eifer betrieben, für den der Verfasser ihnen herzlich verpflichtet ist. Dies auch der Grund, warum Änderungen und Anpassungen des Textes an die letzte Neuheit des Tages selbst dann sich ausgeschlossen haben würden, wenn der Verfasser es über sich gewonnen hätte, an die starr gewordenen Denkmäler seiner Jugend zu rühren, und so sei denn an diesem Buche schon vom ersten Lebenstage an veraltet, was früher oder später an ihm doch unrettbar wird veraltet sein müssen.

Rocca di Silano in den Volterranner Maremmen  
Frühling 1905.

B o r c h a r d t.

# DAS GESPRÄCH ÜBER FORMEN



## PERSONEN:

*Arnold*, ein junger Mann.

*Harry*, ein noch jüngerer Mann.

Szene: Das Arbeitszimmer Arnolds, ein mäßig großer, heller Raum mit Büchern, Bildern, Büsten und Blumen. Nachmittag im September.

*Harry* (eintretend): Also doch hier und nicht auf dem Walle! Fritz sagte mir eben, er hätte Sie noch vor einer halben Stunde da getroffen. Darf ich bleiben? Ich weiß, Sie werden jetzt nicht sagen, ‚ich liebe es, gestört zu werden‘, was doch meistens nur die sagen, die es sich nicht lohnt, zu stören. Also ich bleibe einen Augenblick.

*Arnold*: Woher wissen Sie so genau, was ich sagen und nicht sagen werde? Wenn es mir nun gerade einfiel, zu sagen, was Sie sich vornehmen mir zu verbieten? Aber im Ernst, es freut mich, daß Sie gekommen sind. Setzen Sie sich dorthin, aber nehmen Sie drei Kissen, sonst sitzen Sie nicht. Das grüne in die Ecke und das braune Lederkissen nach vorn. So! Ach Sie sind ungeschickter, als unbedingt nötig ist. Nun endlich! Sie bekommen gleich Tee. Platon kann warten.

*Harry*: Platon? Seit wann?

*Arnold*: Seit — — nun, es liegt nichts daran. Data sind immer falsch, oder wenn sie richtig sind, bezeichnen sie die uninteressanten Stadien. Außerdem ist auch, was ich vorhabe, keine wirkliche Arbeit. Ich übersetze den Lysis.

*Harry*: Arnold, kommen Sie einmal her und wühlen Sie nicht den ganzen Schreibtisch um. Sie übersetzen? Wer hielt mir doch die großen Reden angesichts der Orestie von Wilamowitz?

*Arnold:* Mein Lieber, Sie haben mich nicht ausreden lassen. Ich übersetze nicht nur den Lysis, sondern ich schreibe auch eine Einleitung dazu, und diese Einleitung ist ein Brief, und das Ganze ist ein kleines Buch, und wenn Sie aufhören, ein so suffisantes Gesicht zu machen, so werde ich Ihnen sogar ein Exemplar schenken, schon damit Sie einmal sehen, daß es noch eine unendlich vielfältigere Kunst ist, sich zu unterhalten, zu sprechen und zuzuhören, als Sie sich einbilden.

*Harry:* Arnold, Sie reden jetzt heftig und haben dabei innerlich ein Lachen. Ich kenne das bei Ihnen. Sie wollen jetzt gefragt sein und hinterher nicht antworten. Darum will ich Sie wirklich nicht fragen, wenigstens nach der Hauptsache nicht. Aber Sie wollen mir ein Exemplar schenken, daraus schließe ich, daß Sie drucken werden. Eine Übersetzung des Lysis mit einem Brief als Einleitung! Es ist also, was die Perücken Epistula critica nennen und vertritt die kritischen Anmerkungen unter dem Texte. Reizend haben Sie das gemacht. Und dabei lachen Sie unaufhörlich.

*Arnold:* Schalk, Schlingel, seien Sie still! Warten Sie nur, ich habe schon eine Strafe für Sie. Sie bekommen wieder die fünfeckige japanische Tasse, aus der Sie behaupten, nicht trinken zu können, und müssen zusehen, wie ich mich mit dem großen behaglichen breakfast cup vergnüge; der Tee ist gleich fertig. Warum sind Sie plötzlich so still?

*Harry:* Sie wissen ja, in welche tiefe Friedensstimmung es mich immer versetzt, Sie Tee machen zu sehen, mit Ihren fünf geheimnisvollen Töpfen, Kannen und Wännchen. Sie haben dabei etwas Getragenes, was über allen Worten ist.

*Arnold:* Das freut mich außerordentlich. Tee machen, Tennis spielen und Tanzen sind die drei einzigen Kulthandlungen, die uns in dieser götterlosen Zeit geblieben sind. Eben gerade genug, um nicht völlig frivol zu werden. Hier sind Zigaretten. Nein, die nicht. Das ist eine kleine starke russische, die man nur nach dem Frühstück rauchen kann. Hier die dünne Morris nehmen Sie.



*Harry:* Ich nehme mir vor, nichts Despektierliches mehr über Ihr Teemachen zu sagen. Das ganze Zimmer duftet nach dem Geistigsten, was Blumen haben. Und was ist nun mit Lysis? Stellen Sie sich nur dort in die Ecke, neben den römischen Jungen, beim Sitzen im Armstuhl mir gegenüber werden Sie doch zu bald ungeduldig. Außerdem unterhalte ich mich sehr gern mit Ihnen über die Diagonale des Zimmers weg. Bald wird es dunkel, halb dämmrig ist es schon, und der Bäcker steckt drüben sein lustiges Öllämpchen über der armen Auslage mit den groben Semmeln auf. Diese komische dumme kleine Stadt stirbt so hübsch früh. Es laufen nur noch ein paar Kinder über die Gasse, und die dumpfen schiefen Häuser sind so ruhig wie der Himmel über ihnen. Schon gestern habe ich mich darauf gefreut, in diesem Zimmer zu sitzen und aus diesem Fenster hinauszuschauen und ruhig zu atmen, wie nach einem Bade oder nach einer schönen Nacht ohne Träume. Ich war nämlich in Berlin.

*Arnold:* In Berlin? Unannehmlichkeiten?

*Harry:* Dummheiten.

*Arnold:* Hoffentlich Ihre eigenen?

*Harry:* Nicht einmal. Nur —

*Arnold:* Ach so! Ja. Natürlich, natürlich. Harry, ich glaube, Sie sind zwanzig Jahre alt?

*Harry:* Und ein halbes. Warum?

*Arnold:* Weil mir etwas aus der Zeit einfiel, wo ich siebzehn war.

*Harry:* Sie wollten mir von Lysis erzählen!;

*Arnold:* Sagte ich das?

*Harry:* Ja! oder ich sagte es, und Sie sagten nichts darauf, und das ist dasselbe. Fragen Sie nicht nach gestern und meinen Dummheiten! Lassen Sie mir dieses wundervolle Dumpfsein! Recht oder Unrecht! Dumm oder sehr geschick! Es ist da und ist Gegenwart und will gelebt sein, mit Hin- und Widersprechen, mit Hin- und Widergehen, mit Wieder- und Wiedersehen, mit Lachen und Weinen! Sie übersetzen doch den Lysis

mit einem Brief als Einleitung und wollen mich dabei mit Ihren „siebzehn Jahren“ kränken? Kommen Sie, erzählen Sie, bitte bitte! Über schöne Dinge sollen nur Verliebte sprechen, sagt Platon nicht so?

*Arnold:* Sie sollten sich habilitieren. Er sagt wirklich einmal etwas sehr Ähnliches, wenn man Philolog ist, nimmt man es am besten ethisch und spricht darüber mit einem leichten Tremolo. Aber Philologen sind ein Thema für sich. Non ragionam di lor ma guarda e passa. Und das kleine Gedicht des Platon übersetze ich auch nicht für Philologen.

*Harry:* Gedicht?

*Arnold:* Ja, es ist ein Gedicht, es ist doch wohl eine Art von Gedicht, obwohl es nicht in Versen geschrieben ist. Ich wüßte nicht, welchen anderen Namen als den eines Gedichtes man ihm geben könnte. Es ist eines der ersten Werke Platons, die den Vers aufgeben. Er war vorher ein Dichter gewesen, im griechischen Sinne des Wortes, einer von denen, die die Tragödie für das Volk und den Staat und das leidenschaftliche Epigramm für das Zusammensein mit Frauen und Freunden ausbildeten: für das gemeinschaftliche Wandern auf den öffentlichen Gängen oder vor der Stadt zu den versteckten kleinen Heiligtümern. Für das Gastmahl, für die Ringschule und das Bad. Was dann in sein Leben eingetreten ist — — wer kann das sagen?

*Harry:* Sokrates.

*Arnold:* Sie haben das ohne Aplomb gesagt, darum soll es Ihnen verziehen sein. Sokrates ganz gewiß, und das ist sehr wenig und sehr viel. Aber wie könnte es alles sein? Die großen Krankheiten und die großen Zustandsänderungen treffen nur den vorbereiteten Körper an seinen wahren Wurzeln. Nun, wir wollen bei Platon nicht davon reden, denn es geht in ein müßiges Träumen aus. Nach Sokrates' Tode setzte seine neue große Kunst ein. Es ist wunderbar und geheimnisvoll, an diesen frühen Dingen zu sehen, wie die neue Form sich bildet, die er der Welt als sein schönes Geschenk übergeben wird, zu-

gleich ihr Schöpfer und ihr niemals auch nur annäherungsweise zu erreichender Meister. Ich meine das Gespräch. Diese Form bildet sich erst; sie ist noch nicht reif. Lysis und Charmides haben dieses Bezaubernde von etwas trunken Hingeworfenem, wie Skizzen, vollgesogen mit dem Entzücken an einer neuen Welt, mit aller Ahnung einer künftigen Endgültigkeit der Linie, mit aller Ahnung des Symposions.

*Harry* (nach einer Pause): Und das ist alles, was Sie sagen wollen, Arnold? Ich weiß nun wenigstens, warum Sie den Lysis und nicht das Symposion wählen. Aber weder warum Lysis ein Gedicht ist, noch warum überhaupt Sie ihn übersetzen, kann ich aus allem dem vermuten. Sie werfen doch mit einem Wort wie Gedicht nicht um sich wie die Literaten. Und dann — denken Sie wirklich nicht mehr an das, was Sie mir über die Orestie gesagt haben?

*Arnold*: Sie sagen das nun schon zum zweitenmal und in einem Ton, als ob sich darauf nichts mehr antworten ließe! Sie sind schrecklich! Aber ich frage Sie: Was hat der Lysis mit der Orestie zu schaffen? Was ich mit Wilamowitz? Was mein — — Ja. Wie?

*Harry*: Ich sagte nichts.

*Arnold*: Nun ja. Sehen Sie bitte nicht so erhaben aus, kleines Kind. Es ist ja auch eine Frage des Publikums, nicht wahr? Was wollen Sie eigentlich? Ich habe Ihnen ja gesagt, ich übersetze nicht für Philologen.

*Harry*: Husch, da war er noch eben; husch, husch und unter den Händen fort! Aber ich komme eben aus Berlin, mein Freund, und bin so zänkisch wie drei Philologen. Also, Sie haben damals allgemein und grundsätzlich gesprochen, Arnold, viel mehr als es sonst Ihre Art ist. Zuerst war von Gedichten, vom übersetzten Verse überhaupt die Rede. Die Hauserische Rossetti-Übersetzung lag da, eben frisch aufgeschnitten, auf Ihrem Tische. Besinnen Sie sich, wie Sie das englische Willow-wood neben das legten, was im Deutschen daraus geworden war, und mir Quatrain für Quatrain, Terzett für Terzett be-

wiesen, daß die deutsche Verssprache für Unternehmungen solchen Ranges noch nicht reif sei? Jedes Wort, das Sie sprachen, war mir evident und gab meinem eigenen Unbehagen ein nachträgliches Recht. Dann aber gingen Sie auf die Übersetzungen antiker Werke, auf die Fehler der besten und gerühmtesten unter ihnen ein. Sie haben Wilamowitz anfangs nur gestreift — Sie sehen, wie genau ich mich erinnere — und von Doktor Bardts Übersetzung der horazischen Sermonen gesprochen. Ich höre noch die Stimme, mit der Sie sagten: „Innerlich etwas erfreulicher, aber weiß Gott nicht besser!“ Und dann war eben die Orestie das Thema. Ich kenne Sie nicht erst seit gestern, aber ich habe Sie nie so bitter und erregt sprechen hören. Die Wilamowitzschen Übersetzungen waren „stillos, von derjenigen Stillosigkeit, die ein Werk, wie faules Blut den Körper durchdringend, es als non-existent von Beachtung und Beurteilung ausschliesse“. Sein Vers war „zugleich geziert und schlotterig, selbst wo der Korrektheit im trockensten Sinne genügt war, arm, leer und ungebildet, ohne eine leise Ahnung von innerer Form“. In dem Heraustreiben und fünffachen Unterstreichen des „Gröblich=Sittlichen“ lag zum mindesten einseitige Blindheit, die immer weiter verblendend wirken mußte. Gebe ich sie richtig wieder oder nicht? Hin und wieder mag ein Wort anders gelautet haben, aber gewiß nicht milder. Sie schlossen damit, daß Sie sagten, der Erfolg, den diese Übersetzungen gefunden hätten, ohne daß auch nur ein Mann von Einsichten, Urteil und Geschmack sich der uralten Kunst gegen so gefährliche Freunde angenommen habe, sei beweisend für die rohe Unreife des deutschen Publikums.

*Arnold:* Sie sind ein guter Junge. Hier haben Sie noch eine Tasse Tee, trinken Sie ihn aber schnell, er ist nicht mehr sehr warm. Sie sind wirklich ein sehr guter Junge.

*Harry:* Arnold, es muß Ihnen einmal jemand gesagt haben, Ironie stände Ihnen. Lassen Sie die Blumen nur da wo sie sind — sie stehen da sehr schön — und äußern Sie sich lieber! Sie haben heute etwas, was mich ungeduldig macht.



*Arnold:* Ja, das habe ich so oft. Das kann ich nicht ändern. Zum Glück habe ich dann wieder etwas, was geduldig macht, wenigstens ist am Ende immer Balance gehalten. Übrigens haben Sie natürlich vollkommen Recht in allem, was Sie wiederholt haben, ausgenommen —

*Harry* (unterbrechend): Nun, ausgenommen?

*Arnold:* Ausgenommen das mit den Blumen. Sehen Sie selbst, wie viel schöner die Ästern jetzt unter der weißen Cäcilie stehen, jetzt, wo es dunkler wird und alles Weiße mehr nach vorn kommt.

*Harry:* Sie spielen den Ungerührten, mein Freund, unglücklicherweise für Sie reicht aber mein Gedächtnis noch weiter, und wenn ich wollte, so könnte ich aufs gezierteste platonisieren. Sie haben dann nämlich weiter gesagt, ein großer Teil der von Ihnen herausgehobenen Fehler liege in der Aufgabe selber und sei von ihr nicht zu scheiden. Alles was Wilamowitz seinerzeit vom Übersetzen aus einem Stil in den andern gesagt habe sei schielend —

*Arnold:* Schielend? Ja, schielend auch. Ich habe wohl hauptsächlich gemeint, dergleichen sage ein Mann, der Einfälle hat, im Gespräch so hin, wenn er schon vielerlei gesagt hat, was ihm hübsch vorkam, und schließlich ihm noch ein Letztes einfällt, was hübscher zu sein scheint, als alles andere. Dergleichen denkt man beim Sprechen doch lieber in die Breite zu Ende, als in die Tiefe, aber man läßt es nicht drucken, wenn man am andern Tage gesehen hat, daß es überhaupt keine Tiefe hat, sondern oben auf dem Flachen schwimmt.

*Harry:* Nun gleichviel. Schielend oder nicht schielend, flach oder nicht, die Hauptsache bleibt, es war falsch, grundfalsch. Es gab da ein Beispiel — warten Sie, ich fasse es noch. Ja — Nibelungen im Verse der Ilias, mit ionischer Geste seien so unmöglich und abominable wie Polygnot im Holbeinschen Linienholzschnitt oder Euphronios als Miniatur in einer Handschrift der Eneit. Denn von keinem Stile sei sein ihm eigentümliches Raumbild, die Beschränkung jedes sinnlichen Verhältnisses zur Welt zu trennen . . .

*Arnold:* Halt! Halt! Das wollen wir uns aufheben, wenn Sie nichts dagegen haben. Savouries sind zu schade, um als hors d'œuvres verbraucht zu werden. Seien Sie nicht beleidigt, aber diese Dinge sind die subtilsten, die es überhaupt gibt, und es ist schon nicht das Unmöglichste, daß ich selber damals nicht ruhig genug war, um ihnen ihr volles Recht zu geben. Und auch den Ungerührten will ich nicht länger spielen. Dieses Urteil, das Sie rekapituliert haben, ist mein Urteil, nicht nur im ungefähren, und ich weiß sehr wohl, daß ich bestimmte Schlüsse für ein allgemeines daraus gezogen habe. Ich mag gesagt haben, Schwierigkeiten dieser und ähnlicher Art ständen jeder Übersetzung eines antiken Werkes ins Deutsche entgegen. Sprach ich nicht auch von Schleiermachers Platon? Nein? Auch nicht von Knebels Properz? Beide gehören hierher. Aber eines bleibt mir sonderbar. Sie haben mich in allem übrigen ganz genau wiedergegeben, aber die Hauptsache haben Sie vergessen.

*Harry:* Die Hauptsache?

*Arnold:* Ja. Die Hauptsache. Ich habe nämlich das Bedürfnis bestritten. Ich habe das Bedürfnis nach solchen Übersetzungen überhaupt und im allgemeinen bestritten. Sehen Sie, es fällt Ihnen wieder ein.

*Harry:* Und was hat Sie zu andern Ansichten darüber gebracht?

*Arnold:* Meine Ansichten darüber sind heute dieselben wie damals.

*Harry:* Also Sie bestreiten heute noch das Bedürfnis überhaupt und im allgemeinen?

*Arnold:* Ich bestreite es und werde mich jedem Versuche, es zu schaffen, mit allen Mitteln, die ich habe, widersetzen.

*Harry:* Und trotzdem übersetzen Sie den Lysis.

*Arnold:* Trotzdem, und nicht als Kind des Widerspruchs, obwohl der ja in diesen Dingen auch seinen Reiz für sich hätte, sondern als einer, der weiß, was er tut. Ja, Harry, ich bestreite das Bedürfnis. Wer ein griechisches Buch lesen will und nicht Griechisch kann, soll Griechisch lernen. Ich spreche

nicht von Euklid und Galen und Heron, mit denen eine verwüstete geistige Richtung, die in den letzten Augenblicken vor der endgültigen Katastrophe steht, heute Jünglinge aus Knaben zu machen gedenkt. Von Kunstwerken spreche ich. Wer die anschauen will und die Sprache nicht kennt, durch die sie sich ausdrücken, soll sie lernen.

*Harry:* Sagen Sie, Arnold, wo eigentlich? Sie müssen nämlich nicht vergessen, daß Sie zu jemandem sprechen, der auf einem deutschen Gymnasium gewesen ist. Was für ein Griechisch und wie viel dort gelernt wird, weiß ich ungefähr.

*Arnold:* Der Schalk, wie er durch Masken spricht! Nun, ich will die Maske und das Wo? einmal akzeptieren. Also, mein Lieber, wo er will. Wann er will. Bei wem er will. Und so viel er will. Und so lange er will.

*Harry:* Sie irren sich, ich sprach nicht durch Masken, und was Sie sagen, genügt mir nicht: will und will und will, da steht die Willkür fünf Male.

*Arnold:* So! Meinen Sie wirklich! Mein Freund, jeder, der aus sich heraus mit seiner eigenen Wahrheit etwas will, will etwas, was niemand anders so wollen kann; was er will können andere anders wollen; er muß es so wollen.

*Harry:* Ich glaube, ich fange an, Sie von sehr fern zu verstehen.

*Arnold:* Wie hübsch, daß man nicht viel Syntax mit Ihnen nötig hat. Nein, da ist keine Willkür als die notwendigste und die schöne. Ich sage Ihnen also, Menschen in solcher Lage und mit solchem Willen sollen Griechisch lernen und sollen ihren Weg allein finden. Da gibt es ein Rezept zur Homer=Lektüre, das Goethe dem Herrn von Hohenhausen geschickt hat. Sie haben es wohl bei Wilamowitz gelesen, in dem Buche, das ich Ihnen neulich mitgab, es steht auch im jungen Goethe. Nun, über dieses Rezept soll auch heute noch niemand die Nase rümpfen, auch heute noch, niemand.

*Harry:* Sie müssen es ja eigentlich besser wissen als ich, denn ich bin kein Philologe. Aber mir scheint, daß die Fort=

schritte der Wissenschaft während eines Jahrhunderts zu einem Standpunkte zwingen können, vor dem dergleichen als antiquiert erscheint, oder als „nur noch von historischem Interesse“, wie die Wohlweisheit immer so schön sagt.

*Arnold:* Scheint es Ihnen? Mir nicht, und ich bin Philolog und ein stolzer dazu. Ich weiß, daß die Wissenschaft, in ihrem Begriffe, nicht in ihrer heutigen Form genommen, stark genug ist, um ohne prätentöse Übergriffe auf Dinge, die sie nichts angehen, zu bestehen. Und diese Dinge gehen sie nichts an. Der Mensch, der einsam für sich Homer liest, ja, er ist nicht mehr da, als Typus nicht mehr da, wohlverstanden, seit fünfzig Jahren nicht mehr. Ich weiß, wo die Gründe dafür liegen, sie gehören in ein schmerzenreiches Kapitel. Aber wann hätte dieser Typus je die Wissenschaft gebraucht? Er gebraucht nur das Objekt, nichts als das Objekt, dasselbe wie die Wissenschaft. Wohl aber braucht die Wissenschaft ihn. Sie hat es gespürt, daß er nicht mehr da ist. Welche humanistische Wissenschaft hielte es aus, fünfzig Jahre hindurch in den Formen der thomistischen Philosophie zu existieren, mit einem Privileg auf ihre Objekte? Jede Wissenschaft, die ihre Objekte privilegiert, sinkt in Geste und Niveau, und wo ist das Niveau so grauenhaft rapid gesunken, wo hat sich die Geste so jäh vulgarisiert, als in der klassischen Philologie seit 1870? Es ist nicht der Verkehr mit lateinischen Inschriften, der jedes literarische Wort Büchlers wie mit der Diamantspitze eingegraben erscheinen läßt, es ist der Rest von Tradition. Da ist das Wort, das große Wort. Es hat eben eine Zeit gegeben, in der selbst Geister zweiten Ranges wie Lehrs an der durchgängigen Höhe des Tones fast unbewußt partizipierten, in der ein so Abseitiger wie Jakob Bernays durch die herbe Reinheit, die gebändigte Kraft der öffentlichen Linie fast den Eindruck einer großen Natur macht, die er gewiß nicht war. Wo ist das eherne, festausblickende Wägen, das aus Lachmanns Sätzen spricht, auch wenn sie mit „ich“ anfangen? Wo die ruhige Würde des Massenaufbauenden, der leidenschaftliche Formensinn, dem wir



„Psyche“ und den „griechischen Roman“ verdanken? Ich will Sie gewiß nicht bereden zu glauben, daß damals nur Weltmänner und Freie auf den philologischen Kathedern Deutschlands gestanden sind. Es war gewiß mancher enge Bursch, mancher trüb bäuerliche Kopf unter ihnen. Wer von der scherzenden Fülle Benteys, den geistreichsten, schönsten Lippen herkommt, wer an die weltmännische Tournure der großen Franzosen, die kennerhafte Gourmandise italienischer Antiquare denkt, soll die Deutschen nicht ansehen, oder auf anderes hin. Etwas Kantor-, Küster- und Organistenhaftes ist um sie her, wohl keiner ist ohne eine leidige sektiererische Kahlheit und Dürftigkeit, und ihre Strenge schmeckt nach Armut. Und wie sollte es anders sein? da sie alle aus armem und jungem Kulturlande stammen, aus Pommern und Preußen, aus dem slavischen Sachsen, aus Schlesien und der Mark! Fern, fern liegt der Wall des Hadrian von deutschen Philologen. Erinnern Sie sich, wie offen selbst in der enormen Natur Lachmanns, vor der die Frage nach liebenswürdig oder unliebenswürdig gänzlich futil wird, Elemente dalagen, die Jakob Grimm verwundet haben. Aber eines gab es, das sie alle trug und erträglich machte: Konvention, und daß sie durch diese Konvention in ihrer Gesamtheit die Geste der Philologie im geistigen Bilde der Zeit darstellten, die niemand damals vermissen wollte, weder die geistig Maßgebenden der Gesellschaft noch der einsame Humanist, der für sich Tacitus und Homer las, wie Hermann Grimm es getan hat, ohne von der Philologie etwas anderes zu verlangen als Ruhe. Aber heute? Die Philologie gehört nicht mehr zu den Gegenständen, die um ihrer selbst willen öffentlich zu erörtern in einem öffentlichen Interesse liegt. Der letzte, der sie der Kritik noch für wert gehalten hat, ist Friedrich Nietzsche gewesen. Tief verwundete und enttäuschte Liebe, die ergreifendste Gestalt der sittlichen Weltbühne, hat nie ergreifender gesprochen. Aber die Philologie nennt ihn einen unglückseligen Irren, und während sie seine Gedanken, etwa seine Auffassung des Sokrates, in ihre un-

gebildeten Schwarten hinüberzupaschen beginnt, gibt sie sich den Anschein, ihn zu bedauern. Nein, lachen Sie nicht, nehmen Sie die Tatsache mit ihrer vollen Wucht, daß die klassische Philologie, wie sie heute ist, Friedrich Nietzsche bedauert. Nun, seitdem ist sie aus der Reihe der Objekte ausgeschieden, die durch die stumme oder laute Kritik der Zeit Form behalten, gewinnen oder zurückgewinnen.

Es gibt außer der Liebe und dem Hasse nur zwei Möglichkeiten, gegen ein Objekt zu reagieren. Man gibt ihm Freiheit dazusein, indem man abwartet, wie es dieser Freiheit sich bedienen wird — und das ist in den letzten Wirkungen beinahe Liebe. Oder man ignoriert es, und das ist tödlicher als Haß. Die klassische Philologie wird heute weder geliebt noch gehaßt, sie wird einfach ignoriert. Die Reaktion darauf ist nicht ausgeblieben, sie ist verwildert, aber damit bricht die Kette von Wirkung und Gegenwirkung ab, denn auch daß sie verwilderte, ist ignoriert worden. Sie mag sich in Purzellaebäumen überschlagen, sie tut es in dem dumpfen Hause, in dem sie wohnt, dem einzigen, in dem ihre Münze Kurs hat vom Kellerloch bis in die Dachkammer und von den Dachkammern bis in das Kellerloch hinunter, in dem fensterlosen und türlosen Hause, neben dem das schöne und das grauenhafte Leben heraufbraust und vorbeibraust. Der leerste Gesell mag sich über die Druckseite flegeln, ein armer Tropf sich gebärden, als müsse jeder seiner lotterigen Sätze nach Individuum riechen — niemand sieht nach ihnen, niemand erfährt von ihnen, niemandem ist daran gelegen, zu wissen, ob sie da sind oder nicht. Und was das eigentlich Entsetzliche ist: ihre alten großen Mittel haben schon seit langem zu versagen begonnen. Niemand glaubt mehr an ihr Pathos, seit es rettungslos degradiert worden ist. Niemand hört mehr auf ihre Konfessionen, seit sie sich, öffentlich und gemein, in den Formen der Tirade anbieten, und ihre einfachsten sittlichen Grundlagen werden negiert, seit die Putreszenz, in der sie sich befindet, sie dahin geführt hat, ihre eigenen Objekte zu zersetzen.

*Harry:* Was meinen Sie damit?

*Arnold:* Ich meine sehr Bestimmtes, einen Namen und eine Tat. Ein Tagelöhner mit soviel eigenen Gedanken wie ein Müllerpferd, der allenfalls gut genug ist, im dürftigsten Auf und Ab der Kollations- und Editions-mühle verbraucht zu werden, hat nichts darin gesehen, in dem Augenblick, in dem er ein gutberufenes Katheder besteigt, den heiligen Schatten Vergils zu insultieren. Hier kommt mein alter Refrain: „Wen kümmert es?“ Ja, wen kümmert es, welcher Deutsche liest Vergil? Wo aber die stumme Liebe Edler um den sitzenden Leib eines Unvergänglichen die Mauer aus Ehrfurcht aufgebaut hat, da weiß selbst Zoilus, daß es zoileisch ist, sie zu durchbrechen, während er so nicht einmal das Gewicht eines individuell Unsittlichen für sich hat, sondern nur einen allgemeinen Zustand, die Depravation seiner Wissenschaft, sogar mit einer Art von tölpelhafter Unschuld markiert.

Fortschritte der Wissenschaft! O ja, bis in die Sterne weit! Gewiß, sie hat enorme Fortschritte gemacht. So viele Wege sie auch einfach wird zurücktun müssen, und das in Sack und Asche, nicht um der Dinge willen, sondern wegen der geifernden Wut, mit der sie jahrzehntelang Andersdenkende, Jakob Burckhardt und Hermann Grimm, bespien hat — so traurig das Verhältnis zwischen dem Eifer, mit dem sie Stoff gehäuft, und der Energie, mit der sie approfondiert hat, auch sein mag —, ihre Fortschritte sind enorm, sie sitzt an einem reichen Tisch, Essen und Trinken sind vollauf da, und da keiner sie preisen will, preist sie sich selber. Nun, es ist der Tisch des Belsazar. Daß sie gewogen und zu leicht befunden ist, steht schon lange an der Wand. Nun wollen wir warten, wen sie rufen lassen wird, die Schrift zu deuten. Aber nein! Belsazar schickt am Ende doch immer nur nach seinen Magiern.

Nein, Harry, es sind nicht die Fortschritte der Wissenschaft, die über die Goethesche Anleitung zum Homer zu lächeln zwingen. Beiläufig, ich bin nicht der Pedant, der jedes Wort des Wetzlarer oder Frankfurter Goethe kanonisiert.

Für mich hätten die wenigen Zeilen beinah noch mehr Wert, wenn sie nicht Goethes Namen trügen, sondern einen beliebigen des gleichen Jahrzehnts. Ich werde Ihnen nachher ein kleines Buch mitgeben, das Sie Mühe hätten, anderswoher zu erhalten. Es heißt „Tragödien des Sophokles von Friedrich Hölderlin“. Ich möchte, daß Sie darin die Rede läsen, in der der Bote im Ödipus den Tod der Jokaste erzählt, und dann durch den Band hin die von mir angestrichenen Stellen mit dem Original verglichen. Sie werden dann nämlich sehen, daß Hölderlin sehr durchsichtige Dinge nicht verstanden hat, einfach, weil er nicht genug Griechisch konnte. Dann aber lesen Sie die Rede des Boten noch einmal. Ich müßte Sie nicht kennen, oder Sie werden um ein großes Erlebnis reicher geworden sein.

*Harry:* Ich fürchte, ich bin doch voreilig gewesen, Arnold, als ich vorhin sagte, ich glaubte, Sie zu verstehen. Sie führen mir doch eigentlich nur Genies an. Goethe, Hölderlin. Es fehlt nur noch Keats, der überhaupt kein Griechisch konnte, aber Lamprières Wörterbuch und den Piranese las, und das Paradoxon sähe sich im Spiegel.

*Arnold:* Ungeduld! Ungeduld! Seien Sie lieb, und hören Sie mir noch ein bißchen zu, ja? Für wen schrieb denn Goethe sein Rezept auf? Etwa für sich? Nein, für einen Herrn von Hohenhausen, über den wir so lange nichts wissen werden, bis Nobody über ihn dissertiert hat und von Know-nothing rezensiert sein wird. Sehen Sie in Briefwechsel der Zeit oder Biographien auch nur oberflächlich hinein, so werden Sie es erfahren, wie viele Menschen ähnlichen Grades sich damals ein Griechisch ähnlichen Ranges erobert haben, ohne darum Philologen zu werden; es sind die Zustände einer sinnlich lebendigen Welt, die ihr Eigentümliches mit der schönsten Freiheit in die geistigen Sphären hinüberträgt, in denen sich zu bewegen sie nicht entbehren will. Bei uns sind diese Zustände mit der ganzen Gesellschaft, die von ihnen erfüllt war, um 1848 herum zugrunde gegangen. Aber Sie



sind ja nicht umsonst in Oxford gewesen und treffen doch auch hier und bei mir Engländer und Amerikaner genug. Nun, dort herrschen heute noch sehr ähnliche Bedingungen: die Tradition ist dort eben nie zerbrochen worden. Wieviel Griechisch glauben Sie, daß Mr. Leonard kann, und mit welchem kunstlosen Feuer sprach er neulich hier von Theokrit?

*Harry:* Arnold, Sie haben mich schließlich ganz wirr gemacht, ich sehe gar nicht, wo Sie mit dem allen hinauswollen.

*Arnold:* Sie werden es sehr bald sehen. Aber ich war mit Ihrem ersten Einwand noch nicht ganz fertig. Ich beantworte ihn nun, indem ich sage: Das unvollkommenste Verständnis eines antiken Kunstwerkes in seinen eigenen Formen ist fast immer mindestens ebensoviel, meist aber unendlich viel mehr wert, als das scheinbar vollkommene, das solche Übersetzungen wie die Wilamowitzschen hergeben.

*Harry:* Ich sage schon innerlich ja, obwohl ich mich sträube. Sie werden recht haben, und doch weiß ich nicht, warum?

*Arnold:* Sie wissen es nicht? O Sie wissen es, Sie wissen es ganz gewiß. Diese Dinge sind doch zwischen uns convenu. Mit einem einzigen Wort kann ich sagen, worauf es ankommt: Inkommensurabilität. Unermeßlichkeit und Unmeßbarkeit alles dessen, was Form hat. Ein Kunstwerk, das Form hat, ist inkommensurabel bis in jede äußerlichste Vereinzelnung hinein. Übersetzungen wie die, von denen wir hier ausschließlich sprechen, sind es gar nicht und nirgend und unter keinem Gesichtspunkte. Man kann sich an einem Menschen nicht schwerer vergehen, als indem man ihn glauben macht, es gäbe leichte Wege zum Schwere, oder, das Schwere sei eigentlich leicht, oder: das Inkommensurable lasse sich eigentlich doch irgendwie unter eine Mensura bringen. Und jetzt sagen Sie mir: Was gibt es leichteres als die Wilamowitzsche Übersetzung einer griechischen Tragödie? Man liest das nach Tische, schläft dabei ein, liest weiter, wo man stehen geblieben ist — oder ungefähr da, wo man stehen geblieben ist — es liegt so viel

daran nicht — und überschlägt gegen Ende entschlossen alle Chorlieder, denn so unverdorben ist niemand, daß er Wilamowitzische Chöre vertrüge. Nun, man ist schließlich fertig, klappt das Buch zu, gähnt einmal, und sagt zu sich selber: „Ja, die Griechen! Merkwürdig, wie modern sie doch eigentlich waren!“

*Harry:* Ich glaube, Sie übertreiben ausnahmsweise einmal nicht.

*Arnold:* Nein, denn es würde die Mühe nicht lohnen. Das Bild der Wissenschaft, die mit allen Insignien, den traditionell feierlichen und den traditionell ridikülen zur demagogischen Gleichheitswut und jeder Pöbelambition der Zeit kondezndiert, ist an sich so übertrieben grotesk, daß die Karikatur zu spät kommt. Denn das ist es ja eben, was geradezu verblüfft und entwaffnet: sie hat nicht den schwächsten Schatten ihres Dünkels aufgegeben, als sie sich zu ihrem Gange die Hintertreppen hinunter rüstete. Hören Sie den Dünkel perorieren:

„Ein halbes Verständnis ist schlimmer als gar keines und schädigt das Echte und Ganze.“

Ich frage Sie, ist so etwas nicht geradezu entwaffnend? Man muß sich einfach resignieren, es hilft nichts. Ein Königreich für zehn Gemeinplätze, um den Gemeinplatz zu widerlegen. Positur genommen und gefragt, wo also nun das Echte und Ganze sei? Vielleicht bei dem, der so spricht, dem Übersetzer? Der nichts als die rohesten sachlichen Vordergründe mit den vulgärsten Mitteln der Vergrößerung aufischt? Ich bin der Narr nicht, zu behaupten, daß man heute in einer griechischen Tragödie zum höchsten individuell erreichbaren Grade des Verständnisses kommen kann, ohne so viel Griechisch gelernt zu haben, als sich heute auf jedem Wege irgend lernen läßt. Aber —

*Harry:* Nun? Aber?

*Arnold:* Ja, aber! Aber es gibt eine Umkehrung hierzu, und ich will sie Ihnen ins Ohr sagen, wenn Sie mir ver-

sprechen, sie jedermann mit einem freundlichen Grusse von mir zu bestellen: Wer so viel Griechisch gelernt hat, als sich heute auf jedem Wege irgend lernen läßt, hat dadurch noch lange nicht die Fähigkeit erworben, eine griechische Tragödie zu verstehen. Komme ich Ihnen näher?

*Harry:* Sprechen Sie nur weiter. Ich ahne schon, wo das hinaus will.

*Arnold:* Wer in den Kunstwerken des griechischen Volkes nichts sieht, als Allewelt- und Allezeitenethik, in Formen, die zum Teil meinethalb singulär seien, zum größeren Teil aber ihm traditionell von Jugend an vertraut, der halte sich zu diesen Übersetzungen, und er wird seine Rechnung finden. Nötig hat er nicht einmal das, denn schon die Einleitungen werden ihm liefern, was er braucht und mehr, als er zunächst will, nämlich tief eindringende sachliche Belehrungen, von einem großen Kenner alles Stofflichen mit Tendenz zur Universalität geschrieben. Wenn dieses Ding von Leser so ist, wie ich ihn mir vorstelle, wird es ihm sogar nicht einmal Übelkeiten erregen, wenn sich durch diese Seiten hin ein voller Tropfen des Öles zieht, das auf Traktätchen schwimmt. Um solche Leser kümmere ich mich nicht. Blinde Seelen, wem lohnte es die Mühe, auch nur bitter zu werden um ihretwillen, mögen sie weiter glauben, das Heil bestehe darin, sich diese Dinge nahe bringen zu lassen. Die, an die allein ich denke, sollen dazu erzogen sein, Distanz zu ertragen. Sie sollen auf irgend einem Wege in das Gefüge einbrechen. Jede Sehnsucht nach einem Ding ist schon der Weg zu ihm, der eigentlichste Weg. Sie sollen mit Ahnung, nicht mit Verständnis beginnen, und sich über alle rätselhaften Stufen hin zum Verständnis erst erweitern. Sie sollen sich auch keine Brücke aus Büchern bauen, sei es nun Welcker oder Zoëga, Carlyle oder Wilamowitz. Wie sie ihre gesamte innere Welt mit dem letzten Nerv, der sich bietet, ballen, verdichten und halten müssen, um gegen das Gewühl der äußeren Welt ihr Gewicht zu bewahren, so sollen sie mit den tiefsten Erfahrungen, als deren Blume ihre Seele

wächst, mit allem Glück und Unglück, das sie geschmeckt haben, mit ihrem Gefühl des Lebens an diesem zweiten Weltbilde, an der schattenhaften Sphäre saugen. Diese Schatten sind nicht durch fremdes Blut zu versöhnen. Hier ist kein Hammel zu schlachten. Nur dein eigenes Blut bringt den uralten Mund zum Sprechen, um den das Schweigen der Jahrtausende den Zug von grauenhafter Unnahbarkeit, die erstarrte Leidenschaft der Maske eingegraben hat. Sie sind auch nicht zu betrügen. Vor Theaterblut, vor rotem Wasser bleiben sie stumm, und wenn der Effekt für die Galerie noch so schön ist. Selbst zahlen heißt es oder bankerott sein.

Sie werden jetzt verstehen, in welchem Sinne ich das Wort nehme, wenn ich von Unzulänglichkeit des Verständnisses spreche. Die, an die ich denke, soll das Gefühl dieser Unzulänglichkeit niemals verlassen; sie sollen das Herrliche ganz empfinden, es niedergeworfen verehren, daß es Objekte gibt, für die sie nicht zulangen. Sie sollen die Notwendigkeiten fühlen, die über ihnen sind, wenn sie vor Formen treten. Unzulänglichkeit der Sprachkenntnisse! Als ob sie für den etwas Großes und nicht das Allergeringste wären, der ernstlich will. Ich habe gar nichts gegen Ernestis Clavis Homerica und ihre ganze Familie, gar nichts gegen kommentierte Ausgaben, und wenn selbst die stupiden Manen Valkenaers in einer staubigen Glorie darüber schweben. Die Aufgabe der innerlichen, der innerlichen Bewältigung soll vor ihnen stehen, als das göttlich Schwere, das alle bemeßbaren Kräfte übersteigt, und dahinter aufgerichtet ein Bild voll ungeheurer Drohungen und grandioser Vornehmheit — nicht die renovierte Puppe mit dem faden Grinsen und einer fatalen Ähnlichkeit mit einem Onkel, der durch die langweiligeren unserer Träume schreitet, ein Mann, ein Bürger und ein Protestant. Fahlgewordene Seelenkraft mag sich ihre Nahrung künstlich herrichten und vorverdauen lassen; aber ich habe es nicht mit dem Verkommenen und Erschütterten zu tun, sondern mit dem, was voller Versprechungen ist wie Sie. Ja, Seelenkraft, Seele, Leiden-



schaft noch einmal! Um die innerste Kraft zur Ruhe und Sturm, um den innersten Reichtum, den innersten Adel, um eine größere Manier, dazusein, sollen sie sich mühen. Ich will nicht, daß sie sich den Segen am Schalter kaufen, mit einer gedruckten Erklärung gratis von dem, der es wissen muß, und dann noch zwischen sich und dem Gotte den gesalbten Vermittler finden. Sie sollen mit dem Engel ringen, bis er sie segnet, und vor dem Gotte beben und schluchzen und fühlen: „Ich bin nichts.“

*Harry:* Sie regen sich auf.

*Arnold:* Ich wollte, ich hätte mich niemals mehr um Geringeres aufzuregen. Ich sage es Ihnen wieder, Harry, was ich Ihnen so oft gesagt habe, Leben heißt das große Wort, Leben, nur Leben, nicht Buch, und ich wollte, ich könnte es für Sie mit einem Atem von Schauer und Geheimnis, mit einer Wucht von wundervollem Irrsal so überfüllen, daß Ihnen der Ton nicht mehr vergeßbar wird, mit dem es hier so oft ausgesprochen worden ist. Wem zehn Worte, die als das, was sie sind, so und nicht anders im Verse beieinander stehen, wem die so im Raume stehenden Linien, der so und nur einmal so von Farbe, Licht und Wind schütternde Baum, wem diese Unwiderrufflichkeit der Formen nicht sinnliches, geliebtes Dasein schlechtweg sind, der glaube nicht zu leben. Unsere Sinne sind da und sind das einzige, was wir als vollste Gegenwart spüren, als geheimnisvoll rauschendes Blut, als Atem und rätselhaften Durst, als den ungeheuren dumpfen Drang, das unersättigte Aug und Ohr, als tiefste heiligste Sicherheit. Wer sie aus unserem Bewußtsein hinauszureden versucht, ist unser Todfeind. In jedem Kunstwerke ist das Sinnliche primär, nicht das Sittliche, und die sittliche Metempsychose, in der das Sinnliche im Kunstwerke sich ausspricht, ist immer noch sinnlich in der Farbe und im tiefsten Grunde. Was der Pöbel Form nennt, ist Inhalt, was er Inhalt nennt, Resultat einer Formung, entstanden unter dem Hinzutreten des Elements einer Arbeit, eines Bewältigen- und Lenkenwollens,

einer *σπουδή*. Zwischen der sinnlichen und der sittlichen Sphäre des Daseins steht, wer sich bemüht. Es ist aber heilig und recht, daß aus dem Kunstwerke das Sinnliche zuerst unsere Sinne anredet, Zeugungskraft uns nachzuzeugen zwingt, Liebe in einer heimlichen oder einer ungeheuren Form uns gewiß macht, daß wir lieben. Einen Vers, den ich liebe, wird mir so wenig einer nachlieben wie die Frau, die ich liebe. Liebe ich an ihm etwas, was außerhalb seines Gefüges noch da wäre? Und was liebe ich an ihr als Existenz? Ich liebe diese Haare, weil sie so und nicht anders fallen, weil ich sie nicht ansehen kann, ohne zu wissen, daß sie damals voll Sonne, dann voller Wind, dann voll schwachem Mondlicht, dann braun wie von Weihrauch, dann wie stumpfes Gold, dann wie ein Hauch, dann wie ein feierlicher Helm gewesen sind. Ich liebe diese Augen, weil sie so und nicht anders sich mit Schweigen füllen, diesen Mund, der so und nicht anders lacht, zuckt, sich biegt, leidet, schweigt, flüstert. Diese Hände und keine anderen, diese Schritte und keine anderen, diese Bewegungen und keine um einen Atem heftigeren, um eine Linie strengerer, tragen das Gesetz in sich, dem das Gesetz in mir antwortet. Was ist in diesem Gespräch, daß nicht aus jedem Nerv in mir Musik herausgriffe? Was diese Lippen sprechen — es mag an sich so edel und unvergeßlich sein, als spräche es Hermione oder Iphigenie, so süß wie alle Süßigkeit Opheliens und Beatricens — wann aber würde meine Seele aufhören, den bloßen Duft, in dem die Worte schweben, das Aufundab der Rede, das Nichts=als=Ton, das innere Lachen und die innere Trübung als eine erschütternde sinnliche Musik zu genießen? Täglich und in jeder Stunde, im Gewühl und wo wir einsam sind, aus Gebüsch, unter dem wir liegen, zwischen den Werkzeugen unserer Arbeit, nachts, wenn eine Erinnerung uns betäubt, wenn diese Madonna hier die unsäglichen Augenlider vor uns senkt, oder wenn die geliebtesten Arme um unsern Leib sind — täglich und in jeder Stunde ruft das heilige Leben, unsere vergötterte Mutter uns zu, daß es keine Formen gibt, die

nicht an sich Inhalt wären. Wer Formen fühlt, ist ein Liebender und darf den großen Liebenden aller Zeiten an den Saum des Mantels rühren.

*Harry:* Was Sie sagen, gefällt mir sehr gut, es kommt mir so vor, als hätte ich es schon immer gewußt, aber mich geschämt, es zu sagen. Endlich einmal kann ich Ihnen zustimmen und mich dabei sicher fühlen, es gibt ganz gewiß keine Formen, die nicht an sich Inhalt wären.

*Arnold:* Nein, die gibt es nicht. Wem sie nicht diese Bedeutung haben, dem haben sie gar keine, er mag sich so überzeugt belügen, als er will. Er kann sie registrieren aber nie verstehen, und wehe ihm, wenn er in einem anderen Medium sie ein zweites Mal auszusprechen sich unterfängt: dann ist der Bankrott da und unwiderruflich. Die Lieder der Cassandra im Agamemnon, vor deren finsterner Herrlichkeit wir beben, sind im Deutschen ein rubbish geworden, von dem niemand begreifen kann, mit welchem Anspruche er Jahrtausende überdauert hat. Oder wird er etwa weitere Jahrtausende überdauern? Jetzt aber tritt zwischen Text und Übersetzung die wohlmeinende Borniertheit und wird Ihnen beweisen, daß ich im Unrecht bin: denn die Übersetzung enthalte denselben Sinn wie das Original, sogar klarer. Daß sie mit diesen letzten Worten, mit dem „sogar klarer“ sich selber völlig desavouiert, werden Sie ihr nie deutlich machen können. Dazu ist sie viel zu satt und hat viel zu viel echten Dünkel neben der falschen Bescheidenheit. Eben dies „sogar klarer“ ist nun der Punkt, an dem sich die Geister scheiden. Ich bin so hochmütig, Äschylus eben nicht klarer zu wollen, als er selber sich gewollt hat, auch Pindar nicht, auch Swinburne und George nicht. Ich bin zu blöde, dem ungeheuren Gesicht eine falsche scheinhafte Deutlichkeit anzuwünschen und verehere die schicksalvollen Schatten, die von seinen Schleiern über die Augen und den Mund fallen, „der ungeheuren dumpfen Kräfte vielfachen Mund verhangen von Geheimnis“, und nun zum letzten Male: es kommt auf den „Sinn“ nicht an; es kommt

nicht an auf das, was bleibt, wenn die Formen zerbrochen sind. Die Formen als freie Erscheinung wollen als das, was sie sind, nicht als das, wozu sie angeblich dienen, ergriffen sein, und wer überhaupt reich genug ist, sie zu erleben, wird sie so erleben, wie kein anderer vor ihm und nach ihm es kann. Aber Sie lächeln?

*Harry:* Nicht über Sie, Arnold. Ich mußte an eine Stelle bei Wilamowitz denken —

*Arnold:* An welche?

*Harry:* Sie steht da, wo er von dem Publikum spricht, an das er diese Übersetzungen richtet, oder vielmehr von dem, an das er sie nicht richtet. Ich will das Blümchen pflücken und es Ihnen und mir mit einer Widmung schenken. Es sind —

*Arnold:* Nun?

*Harry:* Seien Sie nicht beleidigt! Es sind wirklich die „bildungssatten Dekadents“, es hilft uns nicht, wir gehören beide dazu. Sie, weil Sie solche bildungssatten Sachen sagen wie vorher, und ich, weil ich so dekadent bin, sie Ihnen zu glauben. Oder umgekehrt: Sie, weil Sie so dekadent sind zu behaupten, es käme auf den Sinn nicht an, während doch jeder Ordinarius von Tertia weiß, daß das ein augenscheinlicher Unsinn ist, ich, weil ich bildungssatt bin und den Ordinarius von Tertia in diesem Falle für einen Kretin halte, wir sind schon bildungssatte Dekadents.

*Arnold:* Ja. Ja, ich besinne mich. Es hat mich amüsiert, als ich es zuerst las, später allerdings mehr und mehr nachdenklich gemacht. Man wird vielleicht ein so großer Gelehrter nur um den Preis, seine eigene Zeit so traurig tief mißzuverstehen. Bildungssatte Dekadents! Ob ich das eine oder das andere bin, weiß keiner besser als Sie. Da wir aber unter uns sind, so können wir uns bei dieser Gelegenheit wohl überhaupt einmal darüber einigen, daß es in Deutschland Dekadents gar nicht gibt, im Sinne der großen dekadenten Zustände, wie Aubrey Beardsley und Baudelaire sie darstellen. Ab-



gesehen von einigen talentvollen jungen Leuten, kindlich reizenden Schauspielern, die zwischen ihrem achtzehnten und ihrem zweiundzwanzigsten Jahre mit der Maske einer Kraftlosigkeit tändelten, die zum Glücke jedes ihrer Worte oder Werke Lügen strafte — abgesehen von ihnen wüßte ich nicht, wer in Deutschland für diesen Namen ernstlich in Betracht käme. Literierendes Gesindel — ob es nun schreibt oder nicht —, das sich als dekadent aufspielt, um sich die innere Zerworfenheit mit einem schlechten Worte fortzulügen, ist immer nur für sich und seinesgleichen Publikum, das mag seine Bücher und „Essays“ und seine abscheuliche Lyrik schreiben und drucken und sogar lesen, in seinen „Gesellschaften“, seinen „Salons“ und dem Dunst seiner Schänken durcheinanderwimmeln, die Grimasse des Lobes und Tadels tragieren, mit der es sich gegenseitig ernst nimmt — wen kümmert sein Lärmchen, sein Spielchen und sein Gestänkchen? Wir in Deutschland stehen heute nach den unbeschreiblichen Jahrzehnten, die für alle Zeiten von dem tiefsten kulturellen Stande der Nation nicht zu trennen sein werden, in den Anfängen einer neuen Kultur, eines neuen Lebens, einer neuen Kunst. Nicht die Bildungssatten sind es, die für sich etwa den Standpunkt einnehmen, auf den ich mich vorhin gestellt habe, sondern diejenigen, die den Willen zur Bildung haben, vertreten ihn für das Volk, das sie lieben, aus dem sie kommen, und das zu steigern sie da sind. Dieser Wille zur Bildung ist seit den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, seit Novalis und Friedrich Schlegel, niemals ernster und glühender gehegt worden als von den jungen Leuten, die um 1910 herum auf die Höhe ihres Lebens kommen und das Land vor der Welt repräsentieren werden. Ihre Vorposten ziehen seit langem und sind, wie es für Vorposten sich schickt, einsam gefallen. Sunt lacrimae rerum; Nietzsche ist in solchem Jammer zugrunde gegangen, daß alle Tränen, die um ihn geweint worden sind, zu Blut hätten werden müssen, Richard Wagner ist nur durch einen Zufall aus der Not gerissen worden, in der er

noch den Tristan geschrieben hat, Feuerbach ist langsam verhungert, Böcklin hat der ekelhaftesten Not, unter dem Heulen des Pöbels seine Wunder abringen müssen, bis seine Haare weiß wurden. Herman Grimm, der uralte Mensch nestorischer Zunge, ist hingegangen, ohne daß einer aussprach, wer er war, und in welche Zukunft er reicht, Hans von Marées steht mit leeren Händen vor der Nachwelt, ohne Werk, eine kummervoll verschattete Gestalt. Aber wie stehen die Dinge heute? Die kleinbürgerlichen Schliche der Zünftigen, die Ränke der bedrohten Mittelmäßigkeit, werden bei den vier oder fünf Dichtern, die es heute gibt, bei Hofmannsthal und Vollmöller, selbst bei George ganz unwirksam sein. Ja, ich verspreche Ihnen, daß eine Zeit kommen wird, und es soll nicht lange sein bis dahin, wo man sie nicht einmal mehr öffentlich wird besudeln dürfen, ohne sofort abgestraft zu werden. Zwischen der leidenschaftlichen stummen Frömmigkeit, die um sich und den eigenen Beruf weiß und dem Lärme, unter dem die verzweifelte Haltlosigkeit sich verbirgt, ist die riesige Wage aufgestellt. Unerbittlich, unaufhaltsam, Schwere gegen Schwere auswägend, stellt die Zeit das Verhältnis her. Sollen die Schalen noch in der Schwebe sein, weil die Zunge noch schwankt? Einer kommt und stellt sie: der Kritiker.

*Harry:* Sie wissen, daß wir uns schwer einigen, wenn wir auf diesen Punkt kommen. Sie sind ein Kunstpolitiker, und ich meine, künstlerische Taten sind die beste Antwort auf alles, vom banausischen Gerede angefangen bis zur schweigenden Verkennung. Sie lieben Cliques ja wohl gewiß nicht mehr als ich, haben aber eine Prädilektion dafür, mit Menschen etwas durchzusetzen, die mir fremd ist, vielleicht übrigens, weil ich es gar nicht könnte. Sehen Sie Hofmannsthal und die wunderbare einsame Rastlosigkeit, mit der er arbeitet. Sie haben mich noch nie davon überzeugen können, daß der Dichter Sie braucht.

*Arnold:* Der Dichter? Nein, der braucht mich nicht. Mich braucht ein anderer.

*Harry:* Wer?

*Arnold:* Derselbe, der den Dichter braucht. Der unbekannte Gott. — Ich möchte, daß Sie mich recht verstehen, Harry; Sie können ein Publikum niemals tief genug einschätzen, auch heute noch nicht. Ich bin aber zu alt und zu enttäuscht, um noch zu glauben, was ich als 21jähriger geglaubt habe, daß das selbstverständliche Starke selbstverständlich auf dem kürzesten Wege siegt. Ich weiß, daß geholfen werden muß, und ohne besonders ungeduldig zu sein, schärfe ich in mir den Instinkt für den *καρπός*, für den Augenblick, in dem die Hilfe am schärfsten, am schnellsten, am tiefsten trifft. Es ist hübsch, daß Sie eben Hofmannsthal genannt haben. Gewiß, diese Reihe von „Theater in Versen“ über den „Kaiser und die Hexe“ und das Antigonevorspiel zum „Bergwerk von Falun“ ist ein hinreißendes Schauspiel. Aber vor welchem Parterre geht dieses Schauspiel vor sich? Hören Sie: Einer der dummen Jungen, aus denen hier Menschen gemacht werden sollen, der aber wohl immer ein dummer Junge bleiben wird, kam neulich mit dem Hefte der „Insel“, in dem das „Bergwerk“ steht, zu mir und sagte mit dem gefrorenen Dünkel, den wir vergeblich aus ihm hinauszuspotten versucht haben: Nun sei es doch mit Hofmannsthal endgültig aus, sogar seine Verse würden schon schlecht. Er hatte die Formenwelt des wundervollen Gedichtes gar nicht verstanden, den Schritt zu dem neuen, männlichen Stile, den Hofmannsthal hier getan hat, wie ich es Ihnen so lange vorausgesagt habe. Und dieses Beispiel, so schlimm es ist, wird schwerlich das schlimmste sein. Ich beneide Sie oft darum, daß Sie nicht in Zeitungen und Periodicals zu sehen brauchen. Nein, das Publikum, als Masse genommen, kann immer noch nicht tief genug eingeschätzt werden.

Als Sie mich vorhin einen Kunstpolitiker nannten, machten Sie ein ironisches Gesicht. Nun also, man soll sich wirklich hinter Menschen stellen; aber, *il y a la manière*; geleitet wollen sie sein, und wenn sie den Führer nicht finden, der sie zu leiten da ist, so nehmen sie mit dem Rüpel vorlieb, der sie

verschüchtert, mit dem Pedanten, der ihnen imponiert, oder mit dem Schauspieler, der ein Talent für Führerrollen hat und ihnen für Erschütterung, die Wandlung und den Sieg wenigstens die Surrogate gibt, das Beinaheso, das Soähnlich, statt der Entrückung ein gewisses Schwindligwerden, statt des Rausches die Betrunktheit, statt des Sieges wenigstens die Posaune, für den Ritt zum Wunder das Karussell. Denn in ihnen allen, solange sie jung sind wenigstens, ist etwas dunkel Wünschendes, das aus sich selbst hinaus will. Je dumpfer und kindischer es ist, um so heiliger ist es, um so reiner will es erkannt, um so adeliger befriedigt werden. Man soll Menschen anfassen, aber wer es tut, soll es mit tiefer Angst und Scheu tun, mit dem Gefühl der Verantwortung, das Religion an sich ist, und er soll sich fragen, ob er ein reines Herz hat. Ohne diese Angst und dieses Gefühl, ohne ein Wissen um das Leben und seinen Wert, seine Geheimnisse, die sich ahnen lassen, seine Rätsel, die den verführerischen Mund zupressen, seine Verworrenheit, die schön und trüb ist wie Tauwind, ohne das ist alle Einwirkung auf Menschen ein rohes Spiel. Es ist kummervoll, daß man nicht mit jedem einzeln sprechen kann. Die beste und eigentlich die einzig mögliche Form der Einwirkung ist das Gespräch.

*Harry:* Und die beste Form der Einführung der Brief.

*Arnold:* O warten Sie, ich muß Ihnen noch den Mund zuhalten.

*Harry* (nach einer Pause): Verwirrung! Verwirrung! Wie dunkel ist es geworden, und wir merkten es nicht! Jetzt sitzen wir wie zwei Vögel zu beiden Seiten eines kleinen Gartenweges und sind sprachlos wie sie bis auf den kurzen, ganz schwachen Laut von Wunsch und Sehnsucht, und selbst das ist schon zuviel, und Schweigen wäre am besten.

*Arnold:* Wollen Sie Licht?

*Harry:* Ja, aber keine Lampe. Nur die Kerzen mit den roten Schirmen, bitte, ich ziehe die Vorhänge zu. Und nun, Arnold, wie ist es? War das alles, was Sie sagen wollten?



Ich will mich nicht darauf berufen, daß Sie mir noch etwas wie eine Erklärung eigentlich schulden und von Lysis und dem, was Sie damit vorhaben, sprechen müßten. So rechnen wir nicht miteinander, und wenn Sie es vorziehen fertig zu sein, so bin ich stiller als still, aber —

*Arnold:* Sie haben recht, guter Junge. Sie sollen nicht wieder sagen, ich ließe Sie allein, nachdem ich Sie glücklich bis zu den Kreuzwegen gebracht habe. Aber was Sie verlangen, ist gefährlich für mich, denn Sie rufen mich auf wie einen Nachtwandler, das ist meine große Sicherheit, und daß ich den Weg gehen kann, ist gewiß. Aber sprechen und sagen wie die Bahn schießt? Ich werde wie aus dem Traume reden. Und dazu kommen Sie obendrein aus Berlin, und obwohl Sie Ihr Versprechen, zänkisch zu sein, bis jetzt sehr schlecht gehalten haben, könnten Sie es nachträglich wahr machen und wie ein Unglücksvogel neben mir herfliegen. Also: Ich über= setze den Lysis —

*Harry:* Und haben Ihre Gründe, es zu tun trotz allem, was Sie vorher gesagt haben.

*Arnold:* Ja, und um Sie weiterer mæeutischer Dienstleistungen zu überheben: es sind sachliche Gründe noch mehr wie persönliche.

*Harry:* Das wußte ich. Aber ehe Sie fortfahren, bitte ich Sie, eins zu bedenken. Ich kenne den Lysis nicht, weiß von ihm nicht mehr als was Sie bisher gesagt haben, und habe, seit die Schule mir Laches und Protagoras verleidet hat, den Platon wohl kaum mehr aufgeschlagen. Ich werde Sie also bitten müssen, sehr elementar zu sein, so schwer es Ihnen fallen mag.

*Arnold:* Schwer? Ich wüßte nicht, was mir lieber wäre. Wenn ich zu lehren hätte, so würde ich nichts lieber lehren als Elemente. Einen Bau in seinen einzelnen Stockwerken oder in der Gestaltung der Stirnseite zu nuancieren, dazu gehört am Ende nicht mehr als eine kleine Unruhe oder eine große Lust am Widerspruche. Aber nur wer Grundlagen ganz von frischem empfindet, distinguirt sich wirklich. Worin ich

also für Sie elementar sein werde, würde ich es hoffentlich für jedermann sein, der mir außer Ihnen etwa zuhörte. — Ich sage Ihnen also, daß der Lysis ein Gespräch ist. Sokrates kommt von einem Spaziergang zur Stadt zurück und trifft irgendwo ein paar junge Leute, die zusammenstehen und sich unterhalten; sie rufen ihn über die Straße weg mit seinem Namen an, da tritt er hinzu. Einer von denen, die da stehen, ist nun verliebt, und einer der Freunde gibt ein Bild der stummen, ungeschickten Leidenschaft des andern, scherzend, aber wie Platon sich des Scherzes in diesen Dingen bedient, nicht als flösse er aus dem Gegenstande von selber, sondern als eines tiefsinnigen Kunstmittels, das die mit unbeschreiblicher Deutlichkeit gesehenen Einzelzüge, die unwillkürlichen Bewegungen einer sich selbst entfremdeten Seele überhaupt auch nur erträglich machen soll. Dann spricht Sokrates selber zu den jungen Menschen, nicht sehr lange, aber so, daß man fühlt, worin seine Macht über Menschen besteht: in seiner Fähigkeit, die Dinge interessant zu machen, ihnen ihre Isoliert-heit zu lassen, und doch sie mit einem Weltganzen in Verbindung zu setzen, schon dadurch, daß er, ein Fremder, an ihnen teilzunehmen versucht; in seinem wundervollen Mangel an allem eigentlich Lehrhaften, das von dieser vornehmen Empfindlichkeit als zudringlich und vulgär zurückgestoßen werden müßte; in seiner großen Weisheit, die nicht auf Unberührbarkeit, sondern auf Fehlerhaftigkeit beruht, die nichts gelernt und alles erfahren hat. Wir fühlen, daß seine Worte fruchtlos und leer klingen müßten, wenn nicht seine Art, dazusein, und was überhaupt an ihm Existenz ist, von ihm zum anderen einen höchst geistigen Äther schüfe, der den Ton trägt, und in der Tat hat seine Art, durch nichts als seine bloße Gegenwart ruhig und glücklich zu stimmen, mit der großer Ärzte etwas Gemeinsames, deren Hände sich anders anfühlen, als anderer Menschen, und deren Blick oder Stimme eine eigentümliche Luft um sie verbreitet. Wir sehen auch, wie der junge Mensch sich sofort verändert, wie seine Ungebändigkeit,

die wir eben noch als ein fremdartiges, ergreifendes Schauspiel bewunderten, einer noch viel schöner sich hingebenden Fügbarkeit weicht. Man hat das Gefühl, es steigen ihm Tränen auf, er will nun alles sagen. Der Nebel in ihm ist mit Glut so übersättigt, daß wunderbare dichterische Bilder wie Blitze durch seine Worte herausbrechen. Sie werden es beim Lesen spüren, wie seine Phantasie Tage und Nächte hindurch an einem penelopeischen Webstuhle gesessen hat, Fäden auflösend und neuwebend, und über den Zufälligkeiten des Tages den neuen notwendigen Leib ausgebildet hat, mit den dunklen Kräften, durch die die Liebe der göttlichen Schöpferkraft völlig ebenbürtig wird, der Kraft, alle Widersprüche einer Existenz zugleich zu empfinden und ihnen das Zerreißende zu nehmen, die mit jedem Menschen schattenhaft mitschwebende Vollkommenheit seines Begriffes durch nichts als das Anschauen mit mächtigen Augen scharf und körperlich zu machen. Und nun will er, daß Sokrates mit dem geliebten Wesen spricht. Dazu ist nichts nötig, als nahebei in eine kleine Palästra zu gehen. Der Zug ordnet sich, sie gehen hinein, Sokrates und der junge Mensch vorauf, und finden darinnen ein Zwanzig adlige Jungen. Platon beschreibt das Bild der friedlichen kleinen Palästra und der schönen, halb kindlichen Gestalten mit tiefer Freude an nichts als der Erscheinung. Sie haben eben gebadet und sitzen nun beim Spiele mit kleinen Knöcheln, die Bastkörbe, in denen sie die mitgebracht haben, liegen neben ihnen, ein paar haschen sich im Gange, irgendwo wird auch geopfert. Andere, ältere, stehen dabei, versunken in den Anblick der Schönheit, die um ihrer selbst willen da ist. Diese Stelle ist die schönste des ganzen Gedichts, und obwohl ich die Worte auswendig weiß, könnte ich sie nicht mit fester Stimme zu Ende sprechen. Unter diesen Knaben nun ist auch Lysis. Denn um Lysis, um einen Knaben, handelt es sich; ich vergaß das zu sagen.

*Harry:* Sie brauchen darüber nicht zu sprechen, wenn Sie nicht wollen, Arnold.

*Arnold:* Doch, ich muß darüber sprechen, nicht weil es das Wichtigste daran wäre, sondern weil ich Sie davon überzeugen muß, daß für das, wovon wir reden, nichts darauf ankommt. Als Sie vorhin gerade gekommen waren, haben Sie gesagt: „Lassen Sie mir dies wundervolle Dumpfsein!“ weil ich solche Worte hin und wieder von Ihnen höre, liebe ich Sie. Nun also, nicht mit Ihrer Klarheit, sondern mit dem Tieferen in Ihnen, mit Ihrer Dumpfheit, suchen Sie zu begreifen, worum es sich hier handelt. Es sind die Zustände sehr junger, sehr hochmütiger, sehr „wohlgeborner“ Seelen, die einen unbeschreiblichen inneren Reichtum sonderbarerweise lieber als eine Art von Armut empfinden wollen, und nachdem sie alle Kinderjahre hindurch in sich selber geruht haben wie Götter oder Tiere, plötzlich von den unbegreiflichsten Wünschen sich aufzugeben oder zu verlieren erfüllt werden. Nicht die Häßlichen mit dem schweren Munde und dem wunderlich großen Gewölbe der Stirn, hinter dem eine prachtvolle Seele ringt, nicht die wie Theätet, die nur Verhältnisse aus zweiter Hand zu den Dingen kennen, sondern die Schönen selbst sind es, deren Herz plötzlich magnetisch wird, wie die Herzen großer Künstler, um ein Unglück anzuziehen, das ihnen das Leben bisher versagt hat. Daß Glück und Unglück ihnen nur vom Schönen, vom κάλλος herkommen kann, dafür sind sie attische Menschen und εὐγενεῖς, wenn es zu lange im Gebüsch neben ihrem Wege zaudert, brechen sie wie Jäger ins Dickicht, um es aufzuscheuchen. Schon jetzt haben sie die äußeren Zeichen, durch die der, der in der Liebe ist, sich von den anderen unterscheidet, jene geheimnisvollen Marken, die von griechischen Menschen immer wieder mit Neugierde, mit Grauen, mit Entzücken, mit Ehrfurcht betrachtet worden sind: die Wildheit seliger Augen, die unbestimmte bezaubernde Ungeduld dessen, der zugleich festhalten und sich losmachen will; die große Frömmigkeit dessen, der vor Geheimnissen steht und den Drang, ihnen zu nahen, rein aus seiner innersten Wahrheit quillend fühlt — zugleich aber die Leichtfertigkeit, eben jene



rätselhafte Leichtfertigkeit, die nicht warten will, die ihr Leben mit inneren Händen zu bilden sich sehnt wie ein Gedicht oder den Krug, der auf der sausenden Scheibe wächst. Die Augen, mit denen sie das Leben anzusehen sich gewöhnt haben, sind viel feineren, viel reizbarer empfindlichen, aber auch viel gebrechlicheren Organen gewichen. Sie befinden sich, tief mit sich selber beschäftigt, in der Gefahr, mit dem äußeren Leben Verwechslungen, Verschiebungen, selbst Vertauschungen vorzunehmen, die um sie herum unmerklich eine neue Welt mit eigenem Dasein und eigenen Gesetzen schaffen, ein Reich von Träumen und Unruhe, das sie mit dem dunkel aufdämmern- den Gefühl von Usurpatoren durchwandern. Und nun bedenken Sie das äußerlichste. Es ist eine Gesellschaft junger Männer, über ihnen die der Männer und der Greise, unter ihnen die der Halbwüchsigen und der Kinder. Sie wissen, daß in der vornehmen attischen Gesellschaft die Ehe und Heirat Angelegenheit des Geschlechts, nicht des Individuums ist, und daß alle Verhältnisse des Mannes zur Hetäre für griechische Empfindung auf einer anderen Linie stehen als das, wovon wir hier sprechen. Dieses Gegeneinander- und Nebeneinander- stehen der Zwanzigjährigen und der Vierzehnjährigen beginnt sich mit den Zuständen zu durchdringen, deren Eigentümliches ich mit so vielen und schwachen Worten Ihnen anzudeuten versucht habe. Ich bitte Sie sehr, sich die Wurzeln, aus denen diese Blume wächst, so zart und geheim, so verworren als irgend möglich vorzustellen. Hier sind die Verhältnisse des Leitenden zum Geleiteten, zwischen Männern ist es von geringerem Belang, um wieviel näher der eine als der andere dem Gesicht des Lebens gestanden hat, und es muß schon ein Jahrzehnt zwischen ihnen liegen, wenn sie nicht durchweg als fast im gleichen Alter stehend erscheinen sollen. In ihrer Begrenzung, der des Willens und der des Müssens, liegt neben der Energie, mit der sie ihren einen Weg gehen, die Lässigkeit, keinen anderen zu gehen als diesen einen. Aber das Kind, aber der Jüngling! Hier ist Erfahrung das große Wort, um

das aller Sinn des Daseins zu schweben scheint, und hier ist ein Jahr der Wall, der unüberwindlich dünken muß. Hier ist der weniger Erfahrene des Erfahreneren Geschöpf, sein Diener, fast sein Ding, hier fühlt der Erfahrene, sprechend und spielend sich mit allem Göttlichen verbunden, als Gesandten der Geheimnisse, Gefäß voll von unirdischem Weine schwankend, mehr Wesen beinahe als Mensch. Ja, ein Dürsten und ein Stillen geht hin und her und beschwert die Atmosphäre zwischen Hippothales und Lysis. Und wie nun der Ältere in den Jüngeren sich hineinbeugt, um aus ihm heraus, aber verdunkelt wie aus einem verdunkelten Spiegel, sein eigenes Antlitz wie vertieft widergeschienen zu erblicken, wie der andere sein Inneres von Fremdem rieselnd, von Formen sich erfüllend spürt, die sein, und doch nicht sein, und noch nicht sein, und schon halb sein sind, da muß, bei der furchtbaren Hast, mit der Jugend sich der Geschenke des Lebens versichern will, das Gefallen, das Sichnahefühlen Züge und Gebärden von der Liebe borgen, mag immerhin wie eine leise Musik das Bewußtsein des Spieles mitschwingen. Und nun beginnt ein Schauspiel, das sonderbarer und größer nicht zu denken ist, die Seele, die sich nicht genügt, und die nach Schönheit verlangte, einem *καλλος* das sie nur als Sehnsucht, nicht als Besitz kannte, beginnt den Gegenstand ihrer Empfindung zum zweiten Male zu verändern: sie schickt sich an, die unter der Arbeit ihrer Phantasie gewordene Gestalt, in deren nachgebenden Leib sie eben noch die verzehrenden Zeichen dumpfer Wünsche eingegraben hat, mit einer prachtvollen Geistigkeit auszukleiden, das Geliebte zu allem eigenen inneren Reichtum in Beziehung zu setzen, über dem individuellen Gebild, wie es schwankt und flieht, die ruhigen notwendigen göttlichen Züge auszubilden, zu denen sich beten läßt. Die höchste Stufe, die die ringende griechische Seele hier erreicht hat, sind die Gespräche Platons. An jener Stelle, von der ich Ihnen vorhin gesagt habe, wie schön sie ist, spricht der Verliebte von Lysis in einem unvergeßlichen Bilde: „Er hat die wunderbarste Gier



nach Wissen oder Weisesein, Sokrates, ein kindliches Gesicht und das Haupt eines Jünglings sind bei ihm so durcheinander hindurchgewachsen wie bei den steinernen Bildern des Hermes mit den beiden Köpfen“; Sie fühlen, aus einer wie sonderbaren Sphäre das Bild genommen ist. Bewundern Sie mit mir die Welt, in der die tiefste Sehnsucht, das Nursinnliche zu überwinden, am Ende in nichts anderem als sinnlich erlebten Formen sich auszusprechen weiß, und Sie werden begreifen, warum ich in meinem Wunsche, Ihnen meine Auffassung dieser Dinge nahezubringen, immer wieder zu den Handwerksworten derer gegriffen habe, die das Gleichnis der lebendigen Form im Raume ausbilden. In der Tat — zwischen der Arbeit dessen, der dem Leibe die Tiefe im Raume, der Unruhe die Ruhe, der Ruhe soviel Unruhe gibt, als sie tragen kann, dessen, der die Züge eines Gesichts, die doch jeder Stunde gehorchen müssen, durch nichts als seine Augen einfach macht, dessen der in der Vielfalt des fliegenden Leibes die Bewegung ausfindet, die in ihrer steinernen oder erzenen Starrheit alles fliegende Leben zugleich enthält und verschweigt — zwischen seiner Arbeit und dieser stummen der peinvollen und der gedankenvollen Seele, die aus dem sinnlichsten Entzücken am Individuum den Typus schafft, sind keine wesentlichen Unterschiede. Zu dem Heere der Stehenden, sich Sammelnden, Ausruhenden, wunschlos und streng Daseienden, das wie die Epiphanie von Göttern an unsern Strand geworfen ist, treten Lysis, Charmides, Menexenos, Alcibiades und die unzähligen Namenlosen mit dem gleichen Anspruche auf unsere Augen und unsere mitgehende Empfindung. Hier liegt Walter Pater wie immer aufgeschlagen neben mir; es sind die Greek Studies. Er wird Ihnen immer Wertvolleres über alles Hierhergehörige mitzuteilen haben als deutsche Antiquare, deren stumpfer Wahn sich wonders wie griechisch dünkt, wenn er feststellt, daß Phidias ein βάνανος gewesen sei, der keinen Hexameter habe machen können. Er, der den Essay über Lionardo und den über Botticelli, das Postkript zu den Appre-

ciations und die grandiose Konklusion zur „Renaissance“ geschrieben hat, er hatte das Leben und kannte seinen Sinn. Er schließt den Essay: ‚The age of the athletic pricemen‘ mit diesen Worten über den vatikanischen Diskobol: ‚You have pure humanity there, with a glowing yet restrained joy and delight in itself: and it is pure. There is nothing certainly supersensual in that fair round head, any more than in these long agile limbs, but also no impediment whatsoever, natural or acquired. He had been faithful, we cannot help saying, as we pass from that youthful company, in what comparatively is perhaps little, in the culture, the administration of the visible world. And he merited, so we might go to say, he merited Revelation, something which should solace his heart in the inevitable fading of that. We are reminded of those strange prophetic works of the Wisdom, the Logos, by whom God made the world, in one of the sapiential half Platonic books of the Hebrew Scriptures: I was by him, as One brought up with him; rejoicing in the habitable parts of the world. My Delights were with the Sons of Men.‘ Es war etwas lang, aber es lohnte die Mühe. He merited Revelation, something which should, solace his heart in the inevitable fading of that visible world. Ich schreibe dies einfache und so gefühlte Wort vielleicht über meinen Lysis. Es gibt freilich auch andere . . .

*Harry:* Nein, es war nicht zu lang; aber wunderbar, daß mir nie etwas zu lang wird, sobald dieser Mensch zu sprechen anfängt. Ganz Oxford spricht mit, Brasenose, das alte Quadrangel mit dem Efeu, der so dick ist wie Pelz, das steinerne Barock der Kapelle, seine eigenen grüngetäfelten Zimmer. Und welche beispiellose Einigkeit von allem dem, was er da über eine griechische Statue gesagt hat, mit seinem eigenen Wesen und dem seines Volkes. Alle unvergeßliche Schönheit kommt mit dem Klang seiner Worte herauf, die starken und die schlanken Leiber, männliche Einfalt der geraden, ritterlichen Seelen, faithful — wie waren die Worte? — In the administration of the visible world. — Und zwischen diesem allem und der nationalen Ver-

gangenheit, der keltisch gefärbten und der renaissancehaft glänzenden kein Bruch. Denn wenn sie Schwestern haben, so sind es die Dame von Shalott und Isabella mit dem Basiliertopfe. Sie übertreiben sehr oft, Arnold, aber ich glaube, Sie hatten recht, als Sie sagten, daß dieser Mensch den Sinn des Lebens gehabt habe. Wie wäre es übrigens, wenn Sie sich nach einem neuen Ausdrücke hierfür umtäten? Ich finde nämlich, „den Sinn des Lebens haben“, klingt pathetisch. Ich verstehe ja, was Sie damit meinen, aber der Würdige, dem Sie es neulich sagten, wurde stutzig und dachte wahrscheinlich, Sie wollten eine Sekte gründen oder hätten den Vertrieb des sicher wirkenden Brusttees aus dem allein echten russischen Knöterich übernommen. Und nun werde ich Sie um etwas bitten. Erzählen Sie mir den Inhalt nicht weiter, sondern geben Sie mir das Ding nachher mit. Wirklich, Arnold, ich will den Lysis lesen. Ich werde ja wahrscheinlich nichts dran finden, und nur feststellen, daß Sie wieder einmal dabei sind, sich zu verschwenden, wo nicht gar zu vergeuden, da Sie ja bekanntlich ein Schwärmer sind. Werden Sie böse? Es ist doch beinahe schon so, als ob Sie den Lysis für mich übersetzt hätten, und dabei ist doch der Brief vorn gewiß nicht an mich, darauf wette ich alle Güter der Erde.

*Arnold:* Ich kann Sie zu einer solchen Anlage Ihres Anteils an den Gütern dieser Erde nur ermutigen. Sie haben nie eine so wenig gefährdete Wette abgeschlossen. Man sollte ja wohl eigentlich gar nicht mit Ihnen reden, denn Sie sind ein unverschämter kleiner Junge. Aber Sie sollen den Lysis haben, Harry, und jetzt. Daß Sie ihn jetzt lesen und ich ihn jetzt übersetze, ist jedes eine schöne Sache für sich und hat wenig mit dem zu schaffen, was man gemeinhin lesen und übersetzen nennt. Und wenn ich Ihnen den Inhalt in diesem Tempo weitererzählen wollte, so kämen wir heute nicht mehr zu Ende. Sie sollen nur noch wissen, daß dem Eintritt der Gesellschaft in die Palästra nun das Gespräch des Sokrates mit Lysis folgt, durch das der beispiellos verwöhnte junge Mensch für Sokrates gewonnen wird. Diesem Gespräche aber haftet ein sonderbar leichtfertiger

Ton an, wie er von aller eristischen Dialektik nicht zu trennen ist, beim Lesen dieser Zeilen werden Sie sich vor Augen halten, daß das Sachliche, die Ergründung einer Wahrheit, Platon vollständig gleichgültig ist, und das menschlich persönliche Phänomen die Hauptsache. Erst von hier ab gewinnt das Gespräch seinen wahren Ton. Die Züge des Gesichtes spiegeln, versunken ohne Unruhe, nichts mehr als Betrachtung. Ein neuer innerer Zustand von neuer Merkwürdigkeit tritt zu denen, die ich Ihnen geschildert habe, hinzu: der dialektische. Es ist sehr viel darüber zu sagen, im Gegensatz zu aller gelehrten Roheit, die hier wie immer den Fluch der Schlange trägt, auf dem Bauche zu kriechen und Staub zu fressen ihr lebelang. Sie werden die Hauptsachen vor meiner Übersetzung lesen. Für jetzt wissen Sie die Hauptsache. Warum Lysis ein Gedicht ist. Und eigentlich sollten Sie auch schon wissen, warum ich dieses Gedicht übersetze.

*Harry:* Seien Sie dessen nicht so gewiß. Ich kann nur sagen, daß ich ein Gefühl des Widerspruchs immer noch nicht los werde.

*Arnold:* Aber was wollen Sie denn, Sie wissen doch, daß wir uns neulich schon, als wir vom Übersetzen sprachen, zu guter Letzt auf eine große Scheidung geeinigt haben.

*Harry:* Gewiß, gewiß, aber Sie haben mich wieder unsicher gemacht.

*Arnold:* Sie haben recht, man sollte ruhiger sprechen. Aber darum ändert sich doch nichts. Auf der einen Seite stehen alle übrigen deutschen Übersetzungen antiker Werke, auf der anderen — ja was? — fünf, sechs kleine Sachen, Versuche, Bruchstücke, Proben. Die metrischen Stücke in Herman Grimms Ilias, Ödipus und Antigone von Hölderlin, die Alkestisszenen von Hofmannsthal, mit großen Beschränkungen das eine und das andere aus Stolbergs griechischen Gedichten und Bürgers Versuch eines Homers im Blankvers. Verse, wie den von Bürger: „Feld hinter Feld, auf dem die Aare schreien“, oder den Stolbergischen von Aphrodite: „Duftig zittert ihr Strahlengewand an den Gliedern hinunter“, vergißt man nicht wieder,



wenn man sie einmal gelesen hat. Aber auch alles, was Wieland übersetzt hat, gehört noch hierher, sein Lucian ebenso wie sein Horaz. Wir haben wohl nie davon gesprochen, vielleicht hilft es uns ein Stück weiter, wenn wir uns den Horaz wenigstens einmal ansehen. Wieland war, als er die Sermonen übersetzte, ein vornehmer alter Mensch, der alle geistigen Reize und sinnlichen Geschenke der mittleren, hohen und der höchsten weltlichen Gruppen seiner Zeit gekostet, geschlürft oder ganz ausgetrunken hatte und nun zwischen den Erinnerungen und den Schatten stand, immer noch das Gesicht des Kenners gegen das Leben gerichtet, sehr klug, aber sehr still, erfahren und wählerisch. Und er stand in einer Gesellschaft von dem stärksten, ja von einem unsterblichen Zauber, von einem unvergleichlich vergeistigten Gefühl des Daseins, einer Gesellschaft, die das Abenteuer und die Ironie, die Höfe und das Reisen kannte, von offener Leichtfertigkeit und echter Skepsis, tief erfahren in jedem Reiz und jeder Pein der Kaprice, mit der Kraft der Delikatesse und zum Behagen gleichmäßig geschmückt, die über diese ganze funkelnde Verführung eine alles umziehend sinnliche Luft aus ihrem Munde ausgoß, wie eine Nachtblume ein Warmhaus ganz mit ihrem Atem erfüllt. War dies der Geist schon seines Publikums, so war es der seine in der Essenz. Horaz war für Wieland nicht, was er für Philologen ist, ein Gegenstand der Untersuchung oder der Meinung oder im besten Falle anteillosen Bewunderung, sondern, was er für die großen Geister Englands so wenig als Cicero zu sein jemals aufgehört hat, er war für ihn einfach Element seines Lebens, in seinen geistigen Organismus so natürlich fest eingewachsen, wie der Schoß einer edlen Rose in wildes Gebüsch. Ein solches Verhältnis bildet sich nicht, wo nicht in der Zeit erster Empfänglichkeit die Neugierde sich zur Teilnahme, die Teilnahme zur Liebe, diese wiederum zu einer kindisch strebenden Nacheiferung sich erhoben hat. Elemente der horazischen Kunst, seine bestimmte Art, sich gegen ein Objekt zu stellen, eine wie immer abgeschwächte Spiegelung seines Weltbildes durchdringt Wielands ganzes Werk



und verbunden mit dem Eigentümlichen des Modernen, sein Weltbild zeigt zugleich begrenzend und ihm sich assimilierend, wird sie Element des Künstlers und der Zeit, deren Ton eben dieser Künstler in einer unabsehbaren Reihe von Werken gesteigert und bestimmt, leichter und glühender, stärker oder verfließender gefärbt hat.

Wenn aus solchen Bedingungen nun ein Endgültiges, eine wirkliche Übersetzung des alten Meisters hervorgeht, so wird Ihnen klar sein, daß sie wenig mit Buchhaftem und alles mit dem Lebendigen zu tun haben wird. Das zeigt sich schon im alleräußerlichsten, in der metrischen Form. Denn Wieland konnte zu viel Latein, als daß ihm nur einen Augenblick hätte einfallen können, der jungen deutschen Dichtersprache, dem eben erst ins Grobe festgestellten deutschen Hexameter, unmögliche Aufgaben zuzumuten. Er war ein sehr großer Künstler, nicht nur relativ, sondern auch absolut genommen, und hatte für das wunderbare Instrument, dessen Horaz sich bedient, für diesen Vers, der mit dem Tone des Sermo unaufhörlich spielt, ohne ihn zu verlassen und ohne ihn herzugeben, die reizbarste Empfindung, als der Meister, der den Meister fühlt. Sie wissen, welche Form er gewählt hat?

*Harry:* Ja, ein freies jambisches Maß, soviel ich mich erinnere, reimlos, freier Blankvers.

*Arnold:* Gewiß. Was Wieland gibt, ist die innere Formung, in der die Welt der horazischen Sermonen gefaßt ist, und die er als ein Vertrautes, nicht mehr Fremdes geben kann, weil er sein Gefühl für sie in eigene Kunstformen umzusetzen schon lange gewöhnt ist. Zwischen dem Horazischen und dem Wielandischen Ton bestehen eben Affinitäten, und es ist nicht viel mehr als der letzte Schritt, wenn Horaz nun durch Wielands Maske spricht, nachdem so oft Wieland durch die des Horaz zu sprechen geschienen hat. So steht dieses Buch, in einer Reihe mit Musarion und den Abderiten, sofort frisch und mit den Zeichen der Unsterblichkeit auf den beredten Lippen, innerhalb der Produktion der Zeit, mit jedem Recht auf Wirkung, das

dem Kunstwerk zukommt, und ohne das halbschlüchtig Rechtlose, das um Übersetzungen fast immer herhängt. Die Frage nach Treue oder Untreue des Übersetzers aufzuwerfen, ist niemand ungebildet genug gewesen. Denn diese Übersetzung, aus einer Gesellschaft hervorgegangen, die den Horaz auswendig wußte, war gewiß nicht dazu bestimmt, ihn, für wen immer, zu ersetzen. Wofür aber war sie bestimmt? Oder war sie überhaupt zu etwas „bestimmt“, und hätte dies etwas in einer Vorrede mit einer Art von Namen genannt werden können? Hier sind wir auf der Stelle, von der aus es zum ersten Male Rundblick gibt, solange wir uns heute unterhalten. Der Antrieb, der Wielands Horaz hervorgerufen hat, ist essentiell derselbe, der den Agathon möglich gemacht hat. Ein freies Spiel, eine Bemühung des bildenden Sinns hatte sich in irgendeiner dunklen Bezauberung, die wir nie zerlegen könnten, diesmal in ein altgeliebtes, allen vertrautes Land geworfen, statt wie so oft sich selbst überlassen, durch ein Traumland Louis XVI. zu schweifen, und kam nun wieder, lächelnd und lebendig, wie sie ausgegangen war, beide Arme schwer von lebendigen Rosen.

*Harry:* Ich glaube, Sie haben recht. Aber formulieren Sie bitte noch etwas genauer. Sie stellen Wieland in Gegensatz zu den experimentierenden Übersetzern, nicht wahr, und heben hervor, daß sein Werk ganz Leben und gar nicht Experiment sei?

*Arnold:* Etwas Ähnliches lag wohl in meinen Worten; aber um so schlechtweg „Ja“ oder „Nein“ sagen zu können, müßte ich doch zuerst wissen, was Sie unter „Experiment“ begreifen.

*Harry:* Gleiches mit Gleichem, schön! Aber ich fragte aus einem bestimmten Grunde. Sie haben für Ihre absolute Schätzung Wieland mit Bürgers und Stolbergs homerischen Versuchen auf die gleiche Linie gestellt, und das sind doch Experimente in jedem Sinne des Wortes. Darum kann ich mir eine Definition sparen.

*Arnold:* Ja, ich habe das getan; wenn ich Ihnen nun sagen

werde, warum ich es tun durfte, so werden Sie sehen, daß eine Definition immerhin nicht geschadet hätte.

*Harry:* Ich kann sie Ihnen immer noch geben.

*Arnold:* Nein bitte, jetzt nicht mehr, die Chance ist verloren. — Jeder Künstler macht unaufhörlich Experimente: er biegt den Satz und bändigt den Vers, er umreißt diese Arabeske und prüft diese Bewegung, verwirft und schreibt um, übermalt, schneidet ein Relief in halber Erhöhung vom Grunde fort, es ist nichts Kleines, Herr der Töne werden. Swinburne bezwingt eine Empfindung von furchtbarer Maßlosigkeit, indem er sich den Reimkäfig vorsetzt, in den er sie sperren wird, Browning in einem berühmten Gedichte fordert und erreicht von der widerstrebenden Sprache den serbischen Trochäus, *once and only once and for one only*. Durch solche Experimente, im Atelier geboren oder begraben, Skizzen unermüdlich wiederholt und variiert, bezwingt das Individuum sein Material, durch sie allein wirft die Generation, Individuum an Individuum sich anhaltend, die Zeit um eine Spanne vorwärts. Experiment ist der Homer des Livius Andronicus, Experiment die ganze Arbeit der Neoteriker, der Attis des Catull, die Smyrna des Cäcilius, vieles bei Propertius, wahrscheinlich das ganze verlorene Werk des Gallus. Am Ende der Entwicklung aber steht die kampflose Schönheit, Vergils *Georgica*, der mit nichts mehr zu vergleichende Vers der *Äneis*.

Nur mit diesen großen Typen, mit dieser Erziehung einer idiomatischen Konvention zur Dichtersprache läßt sich vergleichen, was Bürger und Stolberg für den Homer getan haben. Auch sie kämpften den Kampf um den Stil und den Vers, und dieser Kampf wird um nichts weniger verehrungswürdig, weil er ein ruhmloser Kampf war. Was uns an Spuren davon vorliegt, ist Atelierskizze, vielfach roh und flüchtig, nur in einem enormen Zusammenhange verständlich, höchst ungleich durchweg, aber von dem außerordentlichsten Interesse. Wieviel im letzten Sinne davon gelungen ist, verschlägt für diese Betrachtung gar nichts. Gewiß, ganze Seiten sind leer und wüst, nur selten springt

ein Vers mit einer grandiosen Anschauung, einem heroischen Zorne, der tiefen Empfindung einer Situation oder eines Lebendigen, ganz „gebracht“, gelungen, ehern geprägt heraus. Und gewiß ist das Gefühl der mythischen Epoche unreif, die Vorstellung von epischer Haltung durch die Konvention des 18. Jahrhunderts, besonders bei Bürger, beengt, fast erdrückt. Gleichviel, dies alles. Die Beziehungen zum Leben sind die stärksten, die es geben kann, die stilistischen Fragen die einzigen von Gewicht, die Aporien, der Antrieb rein künstlerisch. Das ganze ist Experiment, aber Experiment der zeugenden Kraft, die sich auch einmal vergeuden darf, nicht der Retorte, des Künstlers, nicht des Gelehrten, darum lebendig, nicht totgeboren, echt, nicht scheinhaft, auch in einem Endlichen niemals zu erschöpfen, sondern inkommensurabel.

Ich hatte über Stolberg und Bürger nicht so ausführlich sprechen wollen: genug, wenn sie erwähnt waren. Gehen Sie zu Literarhistorikern, wenn Sie mehr hören wollen. Ich bin kein Literarhistoriker, aber ich kenne die Literatur meines Volkes, und daß ich die unmoderne etwas besser kenne als die moderne, habe ich noch nie bedauert. Wenn Sie heute nach Hause kommen, so lesen Sie Hofmannsthals *Alkestis* wieder durch. Dann wird Ihnen alles von selber wieder lebendig werden, was ich über Wieland und die deutschen Homerübersetzer gesagt habe. Wir haben vorher das Bedürfnis nach Übersetzungen antiker Werke bestritten und uns eine kleine Gruppe von Ausnahmen vorbehalten. Nun, das Bedürfnis nach Kunstwerken bestreitet niemand, und diese Übersetzung der *Alkestis* ist vor allem ein Kunstwerk Hofmannsthals, wie Wielands *Horaz* ein Kunstwerk Wielands ist, und erst in jedem sekundären und tertiären Sinne das, was man eine Übersetzung nennt. Ja, die Grenzen zwischen Übersetzung und dämonisch bildender Phantasie vermischen sich unaufhörlich, und es ist gut, daß sie es tun, hier beweist die Übersetzung ihr Recht da zu sein.

Hofmannsthal steht gegen den Mythos wie Wieland gegen das Weltbild des *Horaz*: sein Recht, mit ihm zu schalten, fließt



aus lebendigen Gründen. Der Ton der Tragödie, ihr Pathos und ihr Schauer, geheimnisvolle Elemente, die als ihre Luft und ihr Wind, ihr Erdreich und ihre Sonne, strömend und rieselnd um sie her sind — ihr Ton, ihr wahrer Ton ist lange auf direktem Wege in ihn übergegangen. Wie schritte sonst sein Vers so, wie er schreitet? So füllt er Leben mit Leben auf. Freie Hervorbringung ist auch seine Übersetzung, weit mehr noch sogar, als die Wielands, dunkle Erregung der bildenden Kraft sein einziger Antrieb. Und vor allem ist es eine Bühne, die zu einer Bühne spricht, ein Meister der Szene, der Wucht und gegenstehende Wucht eines Dialogs auseinanderschleudert, Wort aus Wort, Leiden aus Tat zurückgeworfen zeigt. Der große Dichter beschwört den großen Dichter, Magie belebt einen schattenhaften Mund, und so kann Alkestis sterben, der Gesang der Frauen ertönen, Admet ungeheure Worte gegen sein Schicksal sprechen und über allem mit nachhallender Erinnerung der Apoll des Prologs schweben, hart und schön mit diesem Mund, der von klirrenden Worten zu zucken scheint, umschwirrt von den Stimmen aus Gartengebüschen.

Das wundervolle Fragment — warum ist es nur Fragment? — ist die einzige klassische Übersetzung eines antiken Werkes, die es im Deutschen gibt. Was ich sonst genannt habe, muß sich daneben doch mit dem zweiten Platze bescheiden, und wenn andere überhaupt neben ihm genannt werden können, so verdienen sie sich diese Nähe durch den einen gemeinsamen Zug: die Verbindung mit dem Leben, mit einer Realität der Zeit oder des Individuums, den künstlerischen Antrieb, der neue Formen mit neuem Daseinsrecht schafft, wo er nur zu reproduzieren scheint, sie alle haben genuine Form, denn sie alle sind genuine Kunstwerke, sie sind keine Fiktionen, sie haben irgendwie eine Art von Leben.

*Harry:* Ich freue mich sehr auf Ihren Lysis.

*Arnold:* Machen Sie die Fenster auf. Wir wollen noch gehen. Ah! Es hat geregnet! Wie die Luft duftet. Kommen Sie, wir wollen im Klub zu Nacht essen, Sie haben doch nichts vor?



*Harry*: Ich sollte tanzen, aber ich habe abgesagt. Ich halte Menschen jetzt nicht aus.

⟨Sie verlassen das Haus.⟩

*Arnold*: Sie gehen so schnell. ⟨Nach einer Pause:⟩ Ja, der Lysis wird morgen fertig, oder übermorgen, ich weiß nicht wann. Wie schön die Schritte hallen, und keiner, der sie hört als wir, man könnte Strophen in den Takt hineinsingen.

*Harry* ⟨nach einer langen Pause⟩: Wie schnell wir gegangen sind. Sehen Sie, da ist schon der Bach und das lächerliche kleine Café so dörflich nahe dabei zwischen Gras und Gebüsch, wie an einem Feldwege. Kommen Sie, wir wollen in die Fenster sehen. Eins, zwei, drei, vier Leute, wirklich nicht mehr — und Billard wird auch gespielt, dort ganz hinten. Ein Kellner zehnten Ranges, die Person am Buffet schläft. Und hier Himmel und Bäume, und wie der Bach rauscht! Wenn man langeinhört, steigt einem etwas Dumpfes in die Kehle, man weiß nicht, ob Weinen oder Glück.

*Arnold*: Still, still! Wecken Sie nichts auf. Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie heute gekommen sind, und daß wir uns von Lysis unterhalten haben. Kommen Sie hier rechts noch ein Stück hinunter, ich will Ihnen doch die große Birke zeigen, die ich Ihnen neulich versprochen habe, als Sie so artig waren. Nein, hier noch nicht, noch ein paar Schritte. So, hier sehen Sie sie zum ersten Male über die Mauer weg, nur ein klein wenig, die Spröde macht sich rar. Jetzt, hier, wo ich stehe, da gibt sie sich ganz her.

*Harry* ⟨nach einer Pause⟩: Ja, sie ist wundervoll, ob sie bei Tag auch so schön ist? Wir sehen sie mit den Augen der Nacht, und die Nacht hat allen Zufall von ihr fortgehaucht, wie ein Dichter, oder ein großer, großer Bildhauer, und notwendig gemacht, was Wuchs an ihr ist. Die Nacht betrügt uns, die Künstler betrügen uns, betrügen Sie mich nicht auch, Arnold? Ach, alles ist ein Traum im Traume.

*Arnold*: Nein, es ist wahr, denn es war einmal da, ob in uns, ob außer uns, und da wir es aus unserm Blute nicht

hinausschleudern können wie eine Blüte, die in den Becher gefallen ist, so verwächst es in uns hinein und wird ein Teil unserer Zukunft. Das Bild der Welt ist so wahr wie die Welt selber, glauben Sie mir, und nehmen Sie Gegenwart mit offenen Armen und mit der Seele an. Der schöne, schöne Baum! Ich weiß nicht, warum ich Birken so liebe. „Sie gibt sich her,“ habe ich eben gesagt, und das ist ein gutes Wort. Ja, sie gibt sich her, sie lehnt sich leise schauernd gegen die Luft, die schlanke Majestät, mit einer stummen Anmut, mit einer adligen Wehmut, und wirft ihr zartes, zahlloses Haar wie dunkle Perlen= schnüre in den Wind. War eben ein Gesicht in den Zweigen? Es war wie Augen, die plötzlich blickten! Wir wollen ein Täfelchen um ihren Leib hängen, und unsere glühendsten Verse darauf eingraben. Morgen wird der Lysis fertig! Wenn Sie nachher beim Nachtessen amüsant sind und viele Geschichten von ekelhaften Berlinern erzählen, dürfen Sie ihn sich morgen anhören. Nun fort und schnell.

(Sie entfernen sich.)

DER LYSIS DES PLATON



*Sokrates.*

*Hippothales,* }  
*Ktesippos,* } junge Leute von Hause, zwischen 18 und 20 Jahren.

*Menexenos,* etwa 13 Jahre alt, Schwager des Ktesippos.

*Lysis,* ein Knabe aus dem Blute des Zeus.

Ich kam gerade von der Akademie und ging zum Lykeion, die Straße, die außer der Mauer läuft, immer durch Schatten der Mauer. Aber ich kam nur bis dahin, wo der Brunnen des Panops und ein Tor ist, denn ich geriet an den Hippothales (den vom Hieronymus) und den Ktesippos von Paiania, die eben dort in einem dichten Trupp von jungen Menschen beieinander standen.

Und ich war noch nicht einmal heran, als mich der Hippothales schon erkannte und über die anderen hinwegrief: „Ah!! Du? Sokrates! Wohin willst du grad, und woher kommst du?“ „Von der Akademie,“ sag ich, „und will zum Lykeion.“ „Oh besser,“ sagt er, „du kommst dort hinüber und zu uns, nicht nein sagen, es lohnt die Müh, wirklich . . .“ — „Wohin,“ sag ich, „und was heißt ‚uns‘?“ „Dort,“ sagt er und weist mit dem Arm auf etwas mit einer Ringmauer und einer Tür drin, die offen steht, den Mauern gegenüber. „Es ist der Ort, wo wir immer hingehn, um schön zu sprechen, ich und alle die hier, ein Kreis, eine Gesellschaft, ein wundervoller Kreis!“ „Und was ist das drüben für ein Ding? und von welcher Art sind die Gespräche?“ „Ein Hof zum Ringen,“ sagt er, „frisch fertig geworden. Und die Gespräche, die, Sokrates, gehn vielleicht nur um Dinge, an denen uns niemand lieber teilnehmen könnte als du.“ „Wunderschön,“ sag ich, „daß ihr’s so fühlt. Und wer, beiläufig, macht den Meister da drinnen?“ „Oh,“



sagt er, „grad einer aus deinem Kreise, ganz voll von deinem Ruhme, der Mikkos.“ „Zeus!“ sag ich, „Respekt! Der Mann ist unverächtlich, ein schlüssiger Kopf.“ „Also,“ sagt er, „willst du mit? — komm! — und selber sehn — wer sonst noch drinnen ist . . .?“ „Nur daß ich doch zuvor gern wüßte, auf wen ich denn im Grund geladen bin? Wie heißt der Schöne?“ „Ach schön,“ sagt er, „schön, Sokrates, findet der hier den einen und der andere wer weiß wen.“ „Und du? wen, wen, Hippothales, das eine sag mir!“ Und als ich ihn so fragte, wurde er sehr rot.

Und ich sagte: „Oh Sohn des Hieronymus, das mußt du nicht erst sagen, ob du verliebt bist oder nicht, Hippothales. Ich weiß zu gut, du bist nicht nur verliebt, Hippothales, sondern verstrickt, verstrickt in ein einziges Verlangen. Ich sage dir, ich bin, wie du mich siehst, ein gemeiner Mann und sonst zu nichts Rechtem nütze, als daß ein Gott mir diese Gewalt gab, irgendwie einem sehr schnell die Verliebtheit anzuspüren — und auch ob er geliebt wird.“ Und als er dies letzte hörte, errötete er noch heftiger als zuvor.

Und da sagte der Ktesippos dazwischen: „Dies ist nun geradezu bezaubernd, Hippothales, daß du jetzt rot wirst, und dich vor dem Sokrates mit diesem Namen sperrst. Als ob du nicht genau so wüßtest wie ich, daß er jetzt nur zwei Augenblicke mit dir zu sprechen braucht, um tausend Tode zu sterben an zwei Silben, die du mit kurzen Zwischenräumen immer wieder hervorstoßen wirst. Uns wenigstens, Sokrates, hat er die Ohren überladen und übertäubt mit Lysis, und wer sich gar mit ihm vor Nacht beim Becher einläßt, hat den Gewinn, hernach, mit diesem Namen aus dem Schläfe aufzufahren, weil bis in Träume hinein diese Stimme ‚Lysis‘ sagen wird. Und was er so der Reih nach langweilig herunterredet, ist zwar furchtbar genug, aber noch das eigentlich Furchtbare nicht. Sondern das kommt erst, wenn er die Gedichte in uns einzufüllen versucht, und was er sonst so aufsetzt, und was das Allerfurchtbarste ist, er singt leider Lieder auf den Knaben,

mit einem erstaunlichen Stück Stimme, und wir müssen's anhören und die Zähne zusammenbeißen, und jetzt, wo du ihn fragst, ganz einfach fragst — errötet er . . . !“

„Der Lysis“, sag ich, „ist wohl einer von den Allerjüngsten? Ich für mein Teil hab den Namen nicht gekannt bis eben, wie ich ihn höre.“ „Nur weil man gemeinhin“, sagt er, „seinen Namen noch nicht gebraucht, sondern man heißt ihn lieber nach dem Vater, weil eben des Vaters Namen jeder kennt. Denn von Ansehn, das weiß ich, oder du wärst nicht du, von Ansehn kennst du den Knaben sehr gut, und er ist ja allerdings danach, daß man ihn davon allein nicht mehr vergißt.“ „Heraus damit,“ sag ich, „wessen Sohn also?“ „Demokrates von Aixone,“ sagt er, „der Älteste.“ „Ah!“ sag ich. „Ah, Hippothales! So hast du allerdings einen adligeren und schicklicheren Gegenstand für diese Leidenschaft auf keine Weise finden können! Und nun geschwind und halte mir die Rede! die Rede, die du vor dieser Gesellschaft so oft gehalten hast! damit ich nun wisse, wieviel Erfahrung in dir ist, ob du, wie Verliebte sollen, erfahren bist, über dies Erstaunliche, was du an dir selbst erlebst, zu reden, vor dem Geliebten, vor andern, gleichviel. . .“ „Also dir gilt schon, Sokrates,“ sagt er, „was der hier schwätzt —“ „Wie, was?“ sag ich, „auch die Verliebtheit willst du nicht wahrhaben, von der er spricht?“ „So mein ich's nicht,“ sagt er leise, „aber daß ich nichts auf den Knaben dichte und schreibe, nichts — —“ „Ja, ja, er ist nicht bei Sinnen,“ sagte der Ktesippos, „er redet irre, er ist ganz verrückt.“

Und ich sagte: „Verse, Hippothales, die Verse verlangte mich's nicht gerade jetzt zu hören, auch kein Lied, wenn du auf den jungen Burschen eines gemacht hättest, sondern nur dies, nur von deinem Innern zu wissen, Hippothales: nur von deiner Gesinnung, nur die Gebärde zu kennen, mit der du in dir selber dich gegen den Geliebten verhältst.“ „Nichts weiter,“ sagt er, „das kann dir auch der hier sagen. Er hat's erfahren bis aufs Tüttelchen und muß es doch wohl nachgerade aus=

wendig wissen, wenn ihm schon, wie er ausschreit, die Ohren dröhnen von meinem Bekenntnis —“

„Ja, bei allen Göttern,“ fuhr der Ktesippos auf, „und etwa nicht? und allerdings! und freilich! und es ist vor Lachen zu sterben, vor Lachen, Sokrates! Daß einer der Verliebte ist — oh, und so und nicht anders, und anders als wer immer sonst gegen den Knaben gesonnen ist — und dann ihm nichts, aber auch nicht das mindeste Eigne soll zu sagen haben — oh nichts, was nicht ein Kind zu sagen weiß — was ist das anders als ein Abgrund von Lächerlichkeit? Aber was die ganze Stadt pfeift, von Demokrates! vom alten Lysis, dem Großvater des Knaben, und sämtlichen Ahnen beiderseits! — aufgetürmte Schätze, und Zucht rennender Pferde und Siege beim Stuhl des Apollon und auf dem Isthmos und zu Nemea, mit Vieren im Joch und dem Einzelrenner, das zwingt der Mensch in Verse, das baut er in Sätzen auf, und noch viel Altbackeneres, noch Schwachsinnigeres, als das: willst du wohl glauben, daß er neulich die „Gastchaft des Herakles“ in einer Art von Gedicht mit uns durchgegangen ist! Wie einer von den bemeldeten Ahnen den Herakles bei sich im Haus gehabt hat? als seinen Vetter? ein Sohn des Zeus und einer Tochter des Urahnens Demos? also wirklich Dinge, die heut nur noch Krautvetteln untereinander plärren, und alles andere ist vom gleichen Schlage; ja, mehr als derlei sagt er nie! das ist seine ganze Leier! und für all das zwingt er uns die Hörer zu machen!“

Und ich sagte, als ich dies gehört hatte, gegen den Hippothales hin: „Lächerlichster aller Menschen, noch eh du den Sieg in Händen hast, machst du schon das Lied auf dich, Hippothales, und singst es?“ „Auf mich?“ sagt er, „Sokrates, auf mich doch nicht? Was ist auf mich daran gemünzt und gesungen?“ „Oh nicht mit Absicht,“ sag ich, „mit Absicht gewiß nicht.“ „Wo will das hinaus?“ sagt er. „Und ja, und eben grad auf dich,“ sag ich, „zielen alle diese Gesänge. Denn wenn der Knabe ein so ungeheures Ding ist, wie die Verse sagen, und du gewinnst ihn, so wird es eine Krone in deinem Haar

sein und ein ruhmrediges Lied wie auf einen Sieger, daß ein Geliebter von solcher Art ein Teil von deinem Lose war. Aber denk, er flieht dir durch die Hände, wie dann, Hippothales? Wird dann nicht, mit je größeren Worten du Lob auf den Geliebten ausgerufen hast, um so größer auch jedem das Wundervolle, das Glück erscheinen, um das du unwiderrufflich genarrt bist, und geht so nicht alles wieder in Gelächter aus? Glaub mir, wer in Dingen der Liebe klug ist, lobt, was er liebt, nie eh er's besitzt und fürchtet das ewig Unberechenbare. Und gar die Schönen selber? Als ob sie Lob nicht mit einer übermütigen Meinung von sich selber erfüllte, dies verschwenderische Aufhöhen ihres Werts sie nicht nur hochfahrend machte! Oder scheint dir's nicht?" „Doch," sagt er. „Und werden sie nicht auch wieder um so unergreifbarer, je hochmütiger sie geworden sind?" „Ich sehe alles." „Was würdest du auf der Jagd zu einem sagen, der jagte und alles Wild verscheuchte, es nur unergreifbarer für sich selber, nur mißtrauischer machte?" „Daß er ein elender Jäger ist, wie er sich nimmt," sagt er. „Und mit Reden und Liedern nicht fesseln und gewinnen, sondern spröde machen, erbittern und vertreiben, ist Tölpelerei, was sonst?" „Ich weiß es gut genug." „Sieh, wie du's anstellst, Hippothales, daß Gedichtemachen dich nicht in alle diese Netze treibt, und wie ich dich kenne, glaub ich nicht, daß du für das Muster eines Dichters den ansehen wirst, der dichtete, und seine Verse kehrten sich rückwärts gegen sein eigenes Dasein?" „Nein, nein," sagt er, „beim Zeus nein, es wäre Wahnsinn. Sondern weil alles ist, wie du sagst, so vertrau ich mich nun gegen dich, Sokrates, und sage: rate mir, belehre mich, was muß man sagen und was tun, um dem nicht zu mißfallen, den man liebt!"

Und ich antwortete: „Zu sagen, Hippothales, zu sagen ist das nicht so leicht. Aber wenn du ihn dazu bringen wolltest, daß er mir Rede steht, vielleicht könnt ich dir's vorspielen, vorspielen, wie man ihn nehmen und zu ihm sprechen muß, statt, wie die hier meinen, daß du ihn besingst und beredest."



„Aber das“, sagt er, „ist ja das leichteste von der Welt! Du brauchst ja nur mit dem Ktesippos hier hineinzugehn und zum Plaudern niederzusetzen, so wett ich, daß er schon von selber kommt. Dies ist ja das Unvergleichlichste an ihm, Sokrates, die Leidenschaft, mit der er hört, die Welt aus neuen Gesprächen in sich trinkt. Ein Kind und ein junger Mensch sind bei ihm ineinander so verwachsen wie bei den steinernen Pfeilern des Hermes mit den zwei voneinander fortwachsenden Köpfen. Oh ja, er kommt von selber, er! Und übrigens, wenn wirklich nicht, so ist der Ktesippos hier sehr gut mit ihm, als Schwager des Menexenos, weil nämlich der Menexenos sein allervertrautester und ständigster Begleiter ist, und dem sagt man dann, er soll ihn rufen, wenn er schon wirklich nicht von selber ankommt.“ „Also,“ sag ich, „machen wir's, wie du sagst,“ indem ich auch schon den Ktesippos untern Arm fasse und gegen den Ringhof zugehe. Und die anderen ordneten sich hinter uns und folgten.

Drinne fanden wir die Knaben eben nach dem Opfer und die Heiligungen schon gegen das Ende zu, beim Spiele mit Knöcheln und Würfeln, aufs adligste geschmückt. Die meisten spielten in der äußern Halle, ein paar aber waren im Winkel, wo die Röcke hängen, niedergehockt und stritten auf Grad und Ungrad gegeneinander mit einer Unzahl von Knöcheln, zu denen sie aus einer Art von Bastkörben immer neue hervorlangten. Und andere und ältere standen um diese ringsherum und schauten sie an. Unter denen war auch der Lysis und stand zwischen den Knaben und jungen Leuten im Kranze, von jener auffallenden und seltenen Schönheit, die schön zu nennen nichts gesagt heißt, und gut und schön noch immer nicht genug.

Aber wir schlenderten langsam der anderen Seite zu, um uns gegenüberzusetzen — denn dort war es ganz still — und begannen vom ersten besten zu reden. Und der Lysis warf sich herum und hielt uns unaufhörlich im Auge, und sein Verlangen, herzugehn, war ganz augenscheinlich. Nur daß er



anfänglich nicht wußte, wie beginnen und anstand, allein zu kommen; bis plötzlich der Menexenos von der Halle her ausgelassen zwischen uns und ihn hereintanzte, und wie er mich und den Ktesippos sieht, geht er zu uns und sitzt bei uns nieder. Wie das der Lysis sieht, läßt er sich nachziehn, löst sich langsam los und sitzt zu uns hin, neben den Menexenos. Und es kamen dann die andern alle nach und nach hinein, und unter ihnen auch der Hippothales, aber der freilich nicht, eh er gesehn hatte, wie viele schon herzugestanden waren, so daß er die wie Schilde vor sich schob und da hintrat, wo er meinte, der Lysis würde ihn nicht sehn und etwa einen jähen Haß gegen ihn fassen, da er schon vor so etwas immer heimlich zu beben schien. So stand er also und lauschte mit Anstrengung.

Und ich sah zum Menexenos nieder und sagte: „Oh Sohn des Demophon, wer von euch zweien ist der Älteste, Menexenos?“ „Wir können's nicht herauskriegen,“ sagt er. „Und wer von euch der Adligere ist, darum streitet ihr auch noch, wie?“ „Und sehr,“ sagt er. „Und auch wer schöner ist?“ Da lachten sie beide. „Und wer von euch beiden“, sag ich weiter, „der Reichere sei, will ich nicht fragen, weil ihr doch Freunde seid. Oder nicht?“ „Und sehr,“ sagten sie beide. „Und die Rede geht: ‚Was der Freund hat, hat der Freund‘, so daß ihr hierin einer vom andern in gar nichts könnt verschieden sein.“ Und da nickten sie beide.

Worauf ich weiter zu fragen gedachte, wer als Kluger und Gerechter dem andern vorauf sei. Aber es kam uns wer dazwischen und störte den Menexenos auf, weil der Meister nach ihm rief, sagte er. Ob der nun noch beim Opfern war oder nicht, gleichviel, der andre lief davon. Und ich hielt den Lysis mit einer Frage fest und „Ob wohl,“ sag ich „Lysis, der Vater und die Mutter dich wirklich und sehr lieb haben?“ „Aber ja,“ sagt er. „Nicht wahr? das heißt, sie müßten wünschen, daß du so glücklich seist als du irgend kannst?“ „Aber natürlich,“ sagt er. „Und du,“ sag ich, „würdest etwa du den

glücklich nennen, dem aufgelegt wäre zu leben wie ein verhandelter Knecht, und er wäre nicht frei irgend zu tun, was ihn freute?" „Ich? nein," sagt er, „beim Zeus." „Nicht wahr so würden der Vater und die Mutter, wenn sie dich lieben und zu einem von diesen Seltenen, den Glücklichen machen wollen, so würden sie's vor allem nicht daran fehlen lassen zu deinem Glück und darauf denken?" „Versteht sich," sagt er. „Sie lassen dich also, was du tun willst, tun, und stellen sich nie durch eine Drohung, nie durch ein Verbot zwischen dich und etwas, was dich freut?" „Wie? Im Gegenteile," sagt er, „weiß Gott, wie oft verbieten sie mir, Sokrates!" „Was?" sag ich, „wie? Aber sie wollten dich doch zu einem der Seligen erhöhen? und versagen dir schon die eigensten Wünsche? Geh, sag mir, wenn du auf einem Rennwagen von denen, die der Vater hat, fahren wolltest, so fahren, mein ich, daß du die Zügel hältst, etwa wenn sie zu den Rennen eingefahren werden — das würden sie dich nicht lassen? Und dir's gar verbieten?" — „Zeus," sagt er, „und ob sie's mir verbieten würden?" „Dir," sag ich, „verbieten? ja, wem denn sonst erlauben?" „Es ist ein Fahrer da," sagt er, „und kriegt vom Vater sein Bedungnes." „Was," sag ich, „einem bezahlten Menschen überantworten sie die Pferde lieber als dir, und lassen sich's Geld kosten obendrein?" „Ja, wie sonst —" sagt er. „Ich sehe schon," sag ich, als wenn ich mich verbesserte, „es ist das Maultiergespann: übers Maultiergespann bist eben du Herr, und wenn du nach der Geißel langst, lassen sie dich's, und zuhauen auch —" „Was, zuhauen, nein," sagt er. „Ja, was denn," sag ich, „darf denn", sag ich, „keiner die schlagen, Maultiere?" „Das schon," sagt er, „aber der Maultiertreiber." „Doch kein Knecht?" sag ich, „doch ein Freier wie du?" „Nein, ein Knecht —" sagt er. „So müßte man denn schließen," sag ich, „daß denen jedermann, und wär's ein Knecht, mehr gilt als du, und bist ihr Sohn? Daß sie dem über ihr Eigen mehr Macht gegeben haben als dir, und ihm den Willen lassen, den sie dir beugen? Aber über dich selber — nur noch

das eine sag mir — über dich selber lassen sie doch dir selber Gewalt, oder gewähren sie dir selbst nicht dies mindeste?“ „Wie dächten sie daran!“ „Aber wer denn,“ sag ich, „wer hat dir zu gebieten?“ „Der,“ sagt er und weist nach seinem Pfleger, einem Thraker nach der Knopfnase zu schließen, der, einen groben Stecken in der Achsel aufgestellt, mit durcheinandergezognen Beinen unterm Gesinde der andern Knaben saß und, ohne sich an uns zu kehren, mit einem Landsmann welschte. „Aber das“, sag ich, „ist ja ein Sklav.“ „Eben,“ sagt er, „gehört sogar uns.“ „Schrecklich,“ sag ich wie für mich, „oh, schrecklich! Ein Freier sein und von dem Knechte regiert werden! — Und worin drückt dieser Mensch seine Macht an dir aus?“ „Doch schon,“ sagt er, „wie er mich zu den Lehrern bringt.“ — „Die gebieten dir doch nicht etwa auch?“ sag ich. „Doch, in allen Stücken.“ „Viel Herrschaft! Viele Obrigkeit, unter die der Vater dich gestellt hat, und wissentlich dazu! Nur gut, daß doch die Mutter, wenn du zu ihr nach Hause kommst, dich schalten läßt, wie dich's gelüftet, damit du zum mindesten bei ihr frei blickst, wie die Seligen tun: Schalten, mein ich, mit den Wollknäulen, was weiß ich — beim Stuhle dir zu schaffen machen, wo sie geht und webt. Sie ist die letzte, die dir's nicht gönnte, Spatel und Schützen so einmal anzufassen, oder was zum Wollehaspeln und sonst an Gerätschaft sich findet —.“ Da lachte er und sagte: „Beim Zeus,“ sagt er, „nicht nur, daß sie mir's nicht gönnte, Sokrates, sondern Schläge kriegt ich, wenn ich's anfassen wollte!“ „Hera-kles!“ sag ich, „nicht daß du einmal Vater und Mutter etwas zu leid getan hättest?!“ „Das,“ sagt er, „bei Gott nie!“

„So gib mir eine andre Erklärung, Lysis! Erkläre du mir diese erstaunliche Gesinnung, die dich am Glück und allem hindert, wonach du begehrt, gib einen Grund an für diese Zucht, die dich taghindurch von Frone zu Frone treibt und drauf hinauskommt, dich fast nichts, gar nichts vielleicht vom mindesten tun zu lassen, was dich freut! Da nun weder diese Güter, und wären sie noch ungeheurer, dir irgend zu frommen

scheinen, sondern aller Hände sind eher drin als deine, noch dein eigener Leib, und wäre er noch adliger, dich freuen kann, sondern diese fremden Hände, die ihn meistern und besorgen, schieben ihn wie ein Ding einander zu! Und nur du, Lysis, gebietest über niemanden und nichts, und darfst nie das, wonach dir zumute ist.“ „Weil ich auch noch nicht großjährig bin, Sokrates,“ sagt er.

„Oh Sohn des Demokrates,“ sagte ich, „wenn es weiter nichts wäre, was dich aufhält, Lysis. Denn eine Grenze, scheint mir, ist doch irgendwo schon jetzt und heut, bis zu der Vater und Mutter dich frei gewähren lassen ohne erst zu warten, bis du zu Jahren kommst. Denk nur, sie wollten wen zum Vorlesen oder etwas aufzusetzen — du, glaub ich, bist der erste im Haus, den sie dazu anstellen, oder nicht?“ „Ganz sicher,“ sagt er. „Und bist du nicht mit einem Male frei? frei, den ersten Buchstaben zu setzen, wie du willst, und den nächsten, wie dich's verlangt? Und beim Lesen, bist du gebundner? Wenn du die Leier aufs Knie gestellt hast, werden dir Mutter und Vater wirklich verwehren, die Saite zu lockern, die du tiefer willst, die andre schärfer anzuziehen, den Klang mit dem Finger zu reißen, oder mit dem Schlägel herauszugreifen? Verwehren sie dir das?“ „Eben nicht.“ „Jetzt also, was ist es, Lysis, was ist der Grund? Warum verbieten sie gerade hier nicht, und sonst war alles, was wir nannten, ein immerwährendes Bedrohn?“ „Ich glaube,“ sagt er, „weil ich das eine kann und das andre nicht.“

„Getroffen,“ sag ich, „getroffen, Kluger du! Also ist's die Großjährigkeit nicht durchaus, auf die der Vater wartet, um dir freie Hand zu lassen. Sondern am Tag, der ihn erkennen macht, daß dein Kopf dem seinen vorauf ist, am gleichen Tag gibt er sich selber und all sein Gut in deine Hand. Glaubst du's nun?“ „Ich glaube wohl,“ sagt er. „Recht,“ sag ich, „und nicht nur er. Wer euch zunächst wohnt, wartet er nicht, dich am gleichen Ziele zu sehn, auf das der Vater dich zutreibt? Glaubst du, daß dieser Nachbar, statt dir die



Verwesung deines Hauses anzutragen, noch selbst den Leiter wird machen wollen, indes ihm schon die innere Stimme sagt, um wieviel du geschickter seist als er, ein Haus wie seines zu führen?“ „Ich glaube, er wird mir's antragen.“ „Und die Athener? ja! freilich, das Volk! Glaubst du nicht, daß sie ihre Geschäfte in deine Hand legen werden, sobald sie merken, daß du der Mann bist, sie zu führen?“ „Ach, ja!“ „Zeus und alle Götter,“ sag ich, „und mit dem Großkönig, wie ist's mit dem Perser! Wird, wo er liegt und frißt, sein erstgeborner Sohn, auf den die Kronen Asiens warten, vor uns das Recht haben, Salz an die Brühe von Gebratenem zu geben — wenn wir, bis vor sein Angesicht gelangt, ihm in die Zähne bewiesen, daß wir in Zurichtung eines Bratens schönere Einsichten besitzen, als der leibliche Sohn?“ „Uns“, sagt er, „zieht er vor.“ „Und ließe den kein Korn dranwerfen! Und uns, wenn wir Händevoll zugriffen und salzten, so wäre er's immer noch zufrieden, wie?“ „Und ob,“ sagt er vergnügt. „Oder wenn ja derselbe Sohn den Aussatz an den Augen hätte, wie viele dort sein sollen, und er sähe ihn für keinen Arzt an, ließe er den sich mit den eignen Augen befassen, oder würde es ihm untersagt?“ „Untersagt wohl,“ sagt er. „Und es findet sich, daß wir geschickte Ärzte sind, und dringt zu ihm; so wollten wir ja dem Kranken die Lider aufzwingen und unsere Pulver einstreuen, und er würde nichts einwenden, sobald er einsieht, daß wir unser Geschäft verstehn!“ „Freilich ja.“ „Und im ganzen zu reden, alles worin er uns weiser sieht, als der eigne Sohn, ja er selbst ist, wird er's nicht auch in unsre Hände geben, statt es zu behalten oder dem zu belassen?“ „Sicher, Sokrates,“ sagte er „ganz sicher!“

„Du aber siehst, oh Lysis,“ sag ich, „mein Kind, wie sich diese Dinge untereinander verhalten: was wir verstanden und uns unterworfen haben, uns das anzutragen, schwillt Gewimmel an, darin sind Griechen und alle Völker und Weiber und Männer, darin zu schalten, wie uns deucht, ohne daß uns willentlich wer die Straße verlegte, in diesen Grenzen frei zu



sein, ja Herren der Menschen und der Dinge, hiervon zu fühlen: Es ist unser — dies verwächst in unser Los: denn es folgt ein Wirkendes daraus, daß wir und grade wir dort stehn. Was wir aber nie mit Gedanken haben bezwingen lernen, das wirft uns keiner hin, unsre Willkür dran auszulassen, sondern der Weg vor uns ist von vielen Festenschlossenen versperrt, darin sind unter den fremden Gesichtern das des Vaters und der Mutter, und ein vertrauterer, wo's eins gäbe, und in diesen Grenzen anderen leibeigen sein und fühlen: „es ist außen und uns fremde“ — dies verwächst in unser Verhängnis: denn es folgt kein Wirkendes daraus, ob wir dort stehen oder nicht. Oder fühlst du's nicht?“ „Ganz und gar.“ „Und werden wir wem lieb sein, wer's immer ist, wird irgendwessen Liebe uns gerade da suchen, wo wir am fruchtlosesten sind?“ „Sicher nicht.“ „Und du siehst, daß keines Liebe bei keinem und deines Vaters nicht bei dir sich dort bezeugen konnte, wo du nicht zu brauchen bist.“ „Wohl nicht,“ sagte er. „Aber werde weise, oh Kind, und allen wirst du lieb sein, und jedes Gesicht dir vertraulich: alles, was wirkt und gut ist, wächst dann aus deiner Hand; wo nicht, kann keiner dir hold sein, auch Vater und Mutter und alle von Hause nicht. Sollte es wem beikommen, Lysis, sich in eine Einbildung auf Dinge hineinzufühlen, in denen er sich noch nicht gebildet hat?“ „Ja, wie sollte er?“ „Und wenn du den Lehrer noch nicht entbehren kannst, so ist deine Bildung ja wohl noch nicht vollendet?“ „Nein,“ sagt er. „Und bildest dir gewiß nichts Leeres ein, Lysis, wenn du noch ungebildet bist!“ „Beim Zeus,“ sagt er, „Sokrates, ich will's gewiß nicht!“

Und ich warf einen schiefen Blick zum Hippothales hinüber, und wenig fehlte, so hätt' ich etwas zu bereuen gehabt. Denn was mir einfiel, war zu sagen etwa, „dies ist die Art, Hippothales, dies ist das Ganze, wie man zu den berühmten Knaben reden muß, erniedrigen und ins Rechte weisen, statt wie du sie aufblähst und verderbst.“ Aber ein Blick auf den jungen Menschen, der, vom Gehörten ins Innerste gefaßt,

den Aufruhr seiner Seele niederzwang, rief mir zurück, daß er selbst seine Gegenwart vor dem Lysis versteckte, so daß ich mit einem Entschluß an mich hielt und den Satz nicht aussprach.

Indem kam der Menexenos zurück und saß auf seinem alten Platze nieder, neben den Lysis, worauf der Lysis in einer reizenden Manier vertraulich kindisch die Stimme dämpfend und hinterm Rücken des Menexenos nah bei mir flüsternd sagt: „Du, Sokrates, was du mir jetzt erklärst, sag doch dem Menexenos auch.“ Und ich antwortete: „Das sollst du ihm wiedersagen, Lysis, ich wette, du hast dir nichts entgehn lassen.“ „Das nicht,“ sagt er. „Dann versuch’s also, so gut du kannst, zu behalten, damit du den Zusammenhang hast, wenn du’s erzählst; oder merkst du eben, du hast was vergessen, so bin ich leicht bei der Hand und laß mich fragen.“ „Ich tu’s schon,“ sagt er, „Sokrates, ich nehm’s mir vor, verlaß dich drauf. Aber dann sag du ihm jetzt was andres, damit ich da noch hören kann, bis es Zeit ist, daß wir heim müssen.“ „So muß ich’s denn wohl tun,“ sag ich, „da gerade du mich’s heißest. Dann aber sieh auch du, wie du mir heraushilfst, wenn mich der Menexenos erst im Griff hat, weil er bekanntlich ein so streitbarer Denker ist — oder wüßtest du’s nicht?“ „Ja, riesig, beim Zeus,“ sagt er, „darum will ich auch gerade, daß du mit ihm redest.“ „Ja freilich, damit ich zum Kinderspott werde!“ „Ach nein, Sokrates, damit ihm einmal heimgezahlt wird!“ „Ja wie,“ sag ich, „und das hältst du für leicht? Ein bedeutender Mann, Schüler vom Ktesippos, und gar in der Gegenwart — dort, siehst du? — des Ktesippos?“ „Ach, Sokrates,“ sagt er, „als ob dich das kümmerte, nun sprich mit ihm, zu!“ „So muß denn wohl,“ sag ich, „gesprochen sein.“

Während wir dies untereinander flüsterten, fing auch richtig der Ktesippos schon an: „Was tischt und tuschelt ihr da beide alleine und gebt uns keinen Brocken vom Gespräch?“ „Vielmehr“, sag ich, „sollt ihr euer Teil kriegen, weil nämlich der Lysis hier nicht Bescheid weiß mit etwas, worauf ich grad

komme, aber ihm scheint, sagt er, der Menexenos kenne es und heißt mich den fragen.“ „Ja, so frag nur,“ sagt der Menexenos. „Ich will's auch, Menexenos,“ sag ich, „und du,“ sag ich, „Menexenos, gibst mir dann die Antwort.“

„Denn es trifft sich so, ich weiß nicht wie, daß ich seit meinen frühen Jahren mit grenzenloser Sehnsucht hinter einem Dinge renne — wie andre wohl nach andrem, tausenderlei. Ich meine, der eine hinter Pferden, der zweite hinter Gold oder Hunden oder Ruhm — Dinge dies alles, die ich fast gelassen ansehe, während es mich so leidenschaftlich drängt, Freunde zu erwerben, daß ich mein Los lieber durch einen guten Freund gesteigert sehn wollte, als durch die edelste Wachtel, die je zum Kampf abgerichtet wurde, und den reinblütigsten Hahn unter der Sonne, ja, wenn's nicht vermessen klingt, mehr als durch eine Stute oder eine Rüde. Beim Hund, da wir schon bei ihm sind, einen solchen Gesellschafter Leibes und der Seele zög ich, wie ich fürchte, allem Golde des Dareios vor, oh, dem Dareios selber, wie er geht und steht. So ausgeartet ist in mir diese Leidenschaft, mich zu gesellen. Und euch nun sehn, den Lysis und dich, macht mich in einer verwirrten Weise glücklich und bringt mich fast außer mir, weil ihr sehr jung seid und doch schon dies Gut leicht und sicher in die Hände gefaßt habt, wonach ich mich verzehre; und daß, wie du den hier schnell und völlig für dich zum Freunde gewannest, er wieder dich nicht minder völlig besitzt, während ich vom Besitze noch immer so ferne bin, daß ich nicht einmal weiß, wie einer eines anderen Freund wird, vielmehr ist's eben dies, worum ich dich zu befragen vorhabe, als einen Sachverständigen.

„Und also sag mir: wenn wer wen liebt, wer wird des andern Freund? Und welches andren? Der Liebende des Geliebten, oder der Geliebte des Liebenden? Oder ist kein Unterschied?“ „Mir“, sagt er, „scheint keiner zu sein.“ „Wie also“, sag ich, „meinst du's? Sie sind dann schon Freunde, wenn nur einer den andern lieb hat?“ „Ich glaube ja,“ sagt

er. „Ja, aber wie denn?“ sag ich. „Ist's unerhört, daß einer liebt und nicht wiedergeliebt wird von dem andern?“ „Das nicht.“ „Oder gar gehaßt? wie es scheint, daß hin und wieder Verliebte erfahren, von schönen Knaben: Mit aller Gewalt der Seele lieben und fühlen müssen, wie wenig sie geliebt, wie sehr sie gehaßt sind? Oder vielleicht hältst du das nicht für wahr?“ „Oh für sehr wahr,“ sagt er, „oh im Gegenteile.“ „Gibt's nun nicht hier schon den, der liebt, und den andern?“ „Schon.“ „Und wer ist hier wessen Freund? wer liebt und wem? Der Liebende Freund des Geliebten — nur er wird nicht wiedergeliebt, sogar gehaßt — oder umgekehrt? Oder aber ist von Freunden die Rede überhaupt noch nicht, so lange sie beide einander nicht lieb haben?“ „So wie du's zuletzt sagst, scheint mir's richtig.“ „Und es ist anders, als es noch eben war, Menexenos, wir reden jetzt schon anders, nicht? Vorher, wenn einer liebte, waren's Freunde. Und jetzt ist's mit der Freundschaft nichts, bis beide lieben?“ „Es scheint so,“ sagt er. „So wird also“, sag ich, „das Geliebte dem Liebenden nicht Freund, bis es wiederliebt? Und wer ein Pferdliebhaber ist, muß warten, bis die Pferde ihn wieder lieben, eh er sich mit Recht so nennt? Und teilt sein Los mit dem, der ein Freund von Wachteln oder von Hunden ist, von Wein, von Ringkämpfen, von Weisheit meinthalb? Denn wenn sich die Weisheit nicht mit ihm befreundet, so wäre er auch ihr Freund noch nicht? Oder könnten sie all das lieben, ohne sich's je zum Freunde zu machen? Lügt der Dichter, wenn er sagt:

Selig ist, wer Knaben und Pferde liebt und die schöne Meute, und wem kein Land fremd ist und ohne den Freund.\*

„Ich glaube nicht,“ sagt er. „Er hat recht,“ denkst du? „Der die Jagdhunde liebt, ist drum schon selig? Der Geliebte ist dem Liebenden schon lieb, gleichviel ob er liebt oder haßt?

---

\* Wer in der Lage ist, den Text zu vergleichen, erwäge, warum der Übersetzer nicht die Meinung des Dichters, sondern diejenige gegeben hat, die Sokrates, überlegen mit dem Knaben spielend, den Versen einen Augenblick lang unterschiebt.



Ganz kleine Kinder, die noch auf keine Weise Liebe ausdrücken, eher schon etwas wie Haß, etwa wenn sie von Vater oder von Mutter gestraft werden, sind doch zugleich trotz aller Widerart den Eltern das Geliebteste auf Erden. Ist das Beispiel recht?“ „Mir scheint ja.“ „So ist also wie daraus folgt, hier nicht das Liebende Freund geworden, sondern das Geliebte, das Kind der Eltern?“ „Und also, der Gehaßte Feind, nicht der Hassende?“ „Auch.“ „Dann ist's also möglich, vom Feindlichen geliebt, vom Freundlichen gehaßt zu sein, dem Feinde Freund, dem Freunde Feind zu werden: all das, wenn das Geliebte Freund und Lieb wird statt des Liebenden, von dem die Liebe strömt. Und wir sind mitten im entschiedenen Unsinn, Liebster, mitten im Unmöglichen, indem man seine Feinde und seine Freunde haßt.“ „Du hast recht,“ sagt er, „Sokrates, ich seh's ein.“ „Soll nicht vielleicht, wenn das unmöglich ist, das Gegenteil wahrer sein? Daß der Liebende des Geliebten Freund wird, durch seine Liebe?“ „Es sieht so aus,“ sagt er. „Und der Hassende Feind des Gehaßten?“ „Auch.“ „Und treibt uns nicht die gleiche Notwendigkeit, wie eben auf den Widersinn von eben zu, Menexenos? Dem Freund zu sein, was selbst nicht Freund ist, sondern manchmal Feind, wenn einer liebt, was ihn nicht wiederliebt und manchmal haßt? Dem Feind sein, was nicht Feind ist, ja vielleicht Freund, wenn einer haßt, was ihn nicht wiederhaßt, am Ende liebt?“ „Augenscheinlich,“ sagt er. „Wie also sollen wir uns stellen? Nachdem weder lieben, noch geliebt werden, noch lieben und wiedergeliebt sein, den Freund zu machen ausreicht, sondern immer noch ein neues Unbekanntes erfordert wird, damit zwei einander lieb werden können?“ „Ich, beim Zeus,“ sagt er, „Sokrates, ich weiß jetzt keine Antwort mehr.“ „Außer,“ sag ich, „wir hätten's am Ende von Grund aus versehen, Menexenos!“ „Das scheint mir's zu sein,“ brach der Lysis plötzlich los, indem er zugleich jäh über sein eignes Wort errötete; denn es war ihm gewiß unwillkürlich entfahren und flog nur von der äußersten Spannung ab, mit der er das Gespräch in



sich sog, und die übrigens auch vorher, als er noch schwieg, in seiner ganzen Gebärde sich aufs offenste erklärt hatte.

So also, um den Menexenos aufatmen zu lassen — und im Innersten entzückt über diese Andacht zur Erkenntnis —, wechselt ich die Hand und sprach zum Lysis hin, und „Es ist richtig, was du da sagst, Lysis, und hätten wir“, sag ich, „nicht schief gesucht, so würden wir uns jetzt nicht so toll herum; hier gehen wir also nicht weiter — wirklich „gehn“, denn bedenklich, wie nur irgend bedenkliche Pfade scheint mir dies ganze Suchen —, sondern wo wir vordem abbogen, behalten wir vielmehr die Richtung und bleiben dabei, das Ziel in die Augen der Dichter zu fassen: denn zu denen stehn wir als zu Vätern aller Erkenntnis und Herzögen in ihr Land. Auch sucht, was sie irgendwo einmal über das Werden von Freundschaft verraten, deren letzten Grund in nichts Gemeinem, vielmehr sie lehren, daß ein Gott selber, den Freund dem Freunde zuführend, begründe, was dran sei: denn dies ist, wie mich dünkt, in dem Verse ausgesprochen:

Immer ergreift einen Gleichen der Gott und führt ihn zum Gleichen, oder wäre der Vers dir nie vorgekommen?“ „Doch ja,“ sagt er. „Uns in dem, was die Weisesten der Weisen an Aufgeschriebenem zurückgelassen haben, ist dir nie eben dies vorgekommen, ausgesprochen als ein Gesetz, daß Gleiches und Gleiches freund sei? bei denen, mein ich, die alles über den Urgrund und das Weltganze Gedachte in Büchern gegeneinander gestellt haben?“ „Ja,“ sagt er. „Nun? und haben sie“, sag ich, „denn recht?“ „Vielleicht,“ sagt er.

„Vielleicht,“ sag ich ihm nach, „vielleicht zur Hälfte recht, vielleicht auch ganz, nur daß wir's nicht begreifen. Uns scheint einmal der Schuft dem Schufte gram zu sein, und um so bitterer, je länger er an ihn gefesselt ist, je engern Umgang er mit ihm hält, weil's doch um Unrecht gehen wird, das er leidet, und wie könnten, wer Unrecht tut und wer's leidet, sich beieinander behagen? und so wäre der Spruch schon zur Hälfte falsch, denn Schuft und Schuft sind, wo nichts andres, am

Ende Gleich und Gleich.“ „Freilich,“ sagt er. „Zwar ich glaub, sie meinen's auch im Grunde anders: meinen mit denen, die untereinander gleich und darum Freunde sind, überhaupt nur was gut ist; halten's aber übrigens, was die Schlimmen angeht, mit dem gemeinen Glauben, daß die nicht einmal sich treu und gleich seien, sondern zerrissener und unstäter Seele; und was in sich selber zwiespältig mit sich im Streite liegt, hätte allerdings Mühe, sich einem Fremden auszugleichen oder zu befreunden; oder wie meinst du?“ „Grad so.“ „Und ich glaube, mein Freund, sie spielen mit dunklen Worten, in denen nichts verborgen ist, als daß die Guten und nur die Guten den Guten und nur denen Freunde sind, indes der Schlimme dem Schlimmen nicht und nicht dem Guten je das Herz ganz frei hingibt, zugestanden?“ Er nickte. „Aber so hätten wir's ja schon,“ sag ich, „was die Freunde sind, was ‚Freunde‘ heißt, der Spruch legt den Finger drauf und sagt: ‚wer gut ist.‘“ „Ja, sicher,“ sagt er, „das glaub ich sicher, Sokrates.“

„Ich auch,“ sag ich, „und doch — und doch wird mir dabei nicht wohl, irgendwie —. Mut gefaßt, beim Zeus, und zusehn, was an ihm ist, an dem Schatten dieses Argwohns! Der Gleiche dem Gleichen freund, klang es so? ja, was wäre der dem andern groß nütze, wenn er nichts ist als das? Kann irgendwas in Gutem oder Bösem seinesgleichen antun, was es sich selber nicht zu tun, ganz so leicht zu tun vermöchte? Von ihm erfahren, was es nicht selber leicht erführe, von sich, sich selbst? Und woher lernte, was so geartet, sich nichts hin- und nichts wiedergiebt, eins nach dem andern Sehnsucht? Siehst du ein, wie?“

„Keines,“ sagt er. „Und wie kann lieben, was sich nie sehnt?“ „Niemals,“ sagt er ernsthaft. „So wäre also das Gleiche und Gleiche doch nicht Freund? aber vielleicht der Gute Freund des Guten, einfach weil er gut ist, nicht weil er dem andern gleicht?“ „Kann sein.“ „Nur daß der Gute, soweit er nichts ist als das, dem innern Zustand nach ein Fertiger wäre, und sich genügen muß.“ „Ach ja.“ „Und wer vollendet seine Grenzen

füllt, was braucht der Fremdes, das käme, ihn zu vollenden?“ „Auch das wieder.“ „Und wenn ihm nichts gebricht, aus welcher Wunde brähe ihm die Sehnsucht?“ „Nirgendwo.“ „Und wie kann Liebe werden, wo Sehnsucht nie war?“ „Ja, wie.“ „Und wer nicht liebt, wohl Freund sein?“ „Unmöglich.“ „Wie also könnten Gute und Gute überhaupt irgend zu Freunden werden? Da weder zwischen den Geschiedenen eine Sehnsucht wirken kann — denn auch einsam für sich gestellt, sind sie sich selbst genug — noch zwischen den Vereinten gegenwärtig, ein Nutzen? Bei einer solchen Anlage, in einer so besonderen Verfassung, welches Künstliche vermöchte sie einander wert zu machen?“ „Nichts,“ sagt er. „Und welche Freunde, die sich nichts bedeuten!“ „Ja, es ist unmöglich,“ sagt er.

Und ich sagte: „Gib acht! — Gib acht,“ sag ich, „Lysis, wo sich verstecken will, was uns prellt. Wären wir im Aller-eigentlichsten schon Betrogne? Ich hab einmal wen sagen hören, und eben fällt mir's wieder ein, daß Gleich und Gleich und also auch die Guten und Gerechten untereinander alles eher als Freunde seien. Wofür auch der sich sogar auf einen Dichter berufen konnte und vom Hesiod den Vers sagte:

Hat's mit dem Töpfer der Töpfer, so gönnen sich Dichter und Dichter  
Nicht das Leben und all das Gesindel untereinander,

und durchaus ging, was er sagte, in die Behauptung aus oder das Gesetz, daß Neid und der Krieg um Vorrang Gleich und Gleich gerade mit Haß untereinander erfüllt, während zwischen Ungleichartigen die einfachsten Ursachen das Gegenteil hervorbringen: so einfache Ursachen wie, daß den Armen die Notwendigkeit, seinem Wesen aufzuhelfen, zum Freunde des Reichen und den Schwachen zum Freunde des Starken umschafft, den Gebrechlichen die Sehnsucht, sich herzustellen, zum Freunde des Arztes. Und so sei überall, sagte der Mensch, wer um ein Ding nicht wisse, das er braucht, süchtig nach dem Wissenden und werfe seine Liebe nur auf den. Von welchem Satze er dann eine großspurigere Anwendung machte, als der zu vertragen schien, indem er, die Lehre von der Freundschaft

des Gleich und Gleichen in ihr Gegenteil verkehrend, die Gegensätze als die einzig wahren Freunde ausrief: wirklich und durchaus keine andere als die der eigenen widersprechendste Beschaffenheit verlange jeder im Freunde zu besitzen: es erhalte sich ewig der geheimste Zug des Dürren zum Triefenden, des Hitzigen zum Kühlen, des Bittern zum Süßen, des Stumpfen zur Spitze, der Trieb des Leeren, sich vollzusaugen, des Vollen, sich zu entleeren, und so ins Ungemessene fort; denn die Gegensätze nährten sich heimlich auseinander, denn das Gleichartige müsse am Gleichartigen verhungern. Und all dies schien, wie er's sagte, beinah hübsch, so geschickt setzte er den andern Teil ins Unrecht. — „Euch aber,“ sag ich, „was scheint euch von seinen Meinungen?“ „Gut,“ sagt der Menexenos, „wenn man's so hört.“ „Soll's uns also gelten, daß es die Gegensätze sind, die Freundschaft bewirken?“ „Ja doch,“ sagt er. „Nur“, sag ich, „ist's nicht absonderlich, Menexenos? Siehst du nicht schon die Neunmalklugen uns anspringen, das Volk der Ewig-Konträren? und uns fragen, ob nicht auch Feindschaft und Freundschaft Gegensätze seien? Und was wäre ihnen auch Ernstliches zu erwidern? außer daß sie recht haben, unwidersprechlich.“ „Wirklich, ja,“ sagt er. „Ist nun, werden sie fragen, der Feindliche dem Feindlichen oder der Feindliche dem Feindlichen Freund?“ „Ja, keins natürlich,“ sagt er. „Und der Rechtliche dem Unrechtlichen? Wie? Der Beherrschte dem Maßlosen? Oder das Gute und das Böse? Ich fürchte, es kann nicht sein; und müßte sein, wenn einmal durchgehends der Gegensatz den Gegensatz soll anziehen müssen.“ „Ja, das müßt es.“ „Also das Gleiche und Gleiche nicht; und die Gegensätze untereinander auch nicht; keins von beiden?“ „Nein, es scheint nicht.“

„So wollen wir auch zusehn — und nicht vergessen, daß alles das nicht Freund sein kann, den Freund nicht macht — sondern irgendwie Gut, und was weder Gut noch Böses ist —“ „Wie,“ fragt er, „hast du da eben gesagt?“ „Oh Zeus,“ sag ich, „ich weiß es selbst nicht; ich weiß nicht, sondern taumle selbst, schwindele vom Wirrnis dieser Dinge ... und inzwischen trifft's



vielleicht die Urväterweisheit des Sprichworts, und ‚was schön ist, ist auch allen lieb‘. Oh das Schöne! Fühlte sich’s nur nicht so weich an, so glatt, so tiefend von Glänzendem, kann sein, es läßt nicht von Art und entgleitet uns, schlüpft uns in der Hand. Ich sage nämlich, das Schöne und das Gute sind eins, ja meinst du nicht?“ „O doch.“ „Und sage weiter, zwar nur wie der Ahnende, der ich bin, daß dies Schöne und Gute etwas zum ewigen Freunde hat, was weder Gut noch Schlimm ist, sondern — Aber zuvor höre du, wohin mein Ahnen deutet: Ich glaube zu fühlen, daß es drei Sphären, drei Möglichkeiten, sag ich, der Art gibt: das Gute, das Böse, und ein Drittes, was nicht das ein und nicht das andere ist, nicht böse, nicht gut. Und du, was glaubst du?“ „Ich denk, es ist so“, sagt er. „Nun kann ja nicht Gutes untereinander, und auch Böses untereinander nicht und Gut und Böse erst recht nicht Freund sein, wie wir schon jetzt erfahren haben. Bleibt nur, wenn schlechterdings zwischen zweierlei Geschaffnem ein Ding wie Freundschaft möglich sein soll, daß, was weder Gut noch Böse ist, dem Guten Freund würde, oder dem — nun, was es immer sei. Weil ja das Böse von selber fällt.“ „Gewiß.“ „Und gleich und gleich auch?“ „Ja.“ „Und das also beides für dies Nichtgutnichtböse außer Frage kommt.“ „Gewiß.“ „Und es bleibt also wirklich nur das Gute übrig, und wenn es einen Freund haben soll, so muß es dies letzte sein, was weder Gut noch Böse ist.“ „Es muß wohl.“

Und ich sagte: „Bewegt sich nun dies letzte Wort, ihr Schönen, auch vor uns vorwärts, wie es sollte, aufs Ziel? Wir schau den gesunden Leib an und begreifen, er bedarf keiner Heilung, und selbst der Wartung nicht: völlig vollendet hält, erhält er sich aus sich selber und ruht in der Genüge. Und so macht die Gesundheit, daß der Gesunde die Freundschaft des Arztes nicht sucht, wie?“ „Niemals.“ „Aber, daß der Gebrechliche sie begehrt, macht die Krankheit.“ „Natürlich.“ „Das Gebrechen ist doch nun ein Böses, die Heilkunde etwas Nützliches und Gutes?“ „Freilich.“ „Und der Leib an sich weder gut noch



böse?“ „Ja.“ „Und es ist eben das Gebrechen, das ihn zwingt, der Heilkunde schönzutun und ihr Freund zu werden.“ „Ich glaube, ja.“ „Und also, was zwischen Gut und Böse nicht entschieden ist, wird durch ein Böses, das ihm anhaftet, gedrängt, einem Guten sich zu befreunden?“ „Wohl.“ „Nur freilich, eh es vom Bösen, was es trägt, selbst böse geworden ist. Denn einmal böse geworden, kann es nach dem Guten nicht mehr begehren und wird nie mehr sein Freund, worüber wir grad enig geworden sind.“ „Gewiß.“ „Nun merkt auf, dies will ich sagen: Manches, will ich sagen, nimmt wirklich eine so äußerlich an ihm haftende Beschaffenheit mehr und mehr und endlich völlig an, manches aber nicht und widersteht. Wie wenn einer Farbe auf ein Ding streicht — so haftet das Aufgestrichene am Bestrichenen?“ „Ja, und?“ „Hat aber darum das Bestrichene die Farbe, die dran klebt?“ „Ich verstehe nicht,“ sagt er. „Dann anders —“ sag ich, „dann so: wenn wer so blondes Haar wie deines weiß färbte, mit dem Zeug, womit sich Weiber schminken, hättest du dann weißes Haar? Oder säh dein Haar weiß aus?“ „Es säh nur so aus.“ „Und wäre durchaus und allerdings nicht weiß, wäre unterm Weiß, das dran haftet, irgendwie, nicht weiß, nicht schwarz.“ „Gewiß.“ „Und, wenn das höchste Alter, du Lieber, ihm diese Farbe zuführt, dann erst wird's innen wie außen sein: unterm Weiß, das drauf haftet — weiß!“ „Freilich.“ „Dies frag ich also nun wieder: wenn am Äußern eines Dinges eine Beschaffenheit, ein Etwas, haftet, muß es drum innen sein wie außen scheinen? Oder hängt es an der Stärke, dem Grade, der besondern Art des Haftens, ob ja, ob etwa nein?“ „Wie du zuletzt sagst.“ „Und was zwischen Böse und Gut nicht entschieden ist, muß durch ein Böses an seiner äußern Haut drum noch nicht böse geworden sein, wie? kann's aber werden und geworden sein, manchmal?“ „Gewiß.“ „Und wenn dies äußere Böse noch nicht verderbt hat, was es angreift, so ist's vielmehr grade dies Böse, was diesen Angegriffenen das Gute begehren macht, vollendet es aber seine Verwandlung, so saugt's ihm die Begier zum Guten aus und wird das Hindernis

zu jeder Freundschaft mit ihm. Denn er ist dann zwischen Gut und Böses nicht mehr wie anfangs ungewiß, sondern im Bösen entschieden. Und zwischen Böses und Gut ist keine Freundschaft.“ „Gewiß nicht.“

„Dies sind die Gründe, Menexenos, für vielerlei. Dafür unter andrem, daß die Weisen, die nämlich, die alle Erkenntnis von Amtswegen immer bei sich haben, im Grunde nicht mehr wissen, was Liebe zur Erkenntnis heißt und keine fühlen; und sein sie übrigens Götter oder Menschen, Philosophen sind sie nicht; und die andern grad so wenig, die böse im Unwissenden Verstockten. Sondern übrig bleibt als einziger Philosoph, wer zwar sein böses Teil von Unwissenheit auf der Seele trägt, aber von ihm noch nicht zur Roheit und zum Haß gegen alles Erkennen heruntergezogen ist, sondern wirklich meint, er wüßte eben nicht, was er auch wirklich nicht weiß. Und die Schlimmen also philosophieren nicht — ach! die Gerechten auch nicht. Denn wir haben grad erkannt, daß weder zwischen dem Gleichartigen noch zwischen dem Ungleichartigen Freundschaft denkbar ist, wißt ihr's noch?“ „Oh natürlich,“ sagten sie. „Nun?“ sag ich, „dies ist es wirklich, Lysis! Wir haben's ja, Menexenos, was das Wesentlichste am Freunde ist, was nicht. Wir sagen, im Seelischen und in der Welt der Körper, und wo's immer sei, ist's ein zu Gut und Böses nicht Entschiedenes, an dem ein Böses haftet, und das hierdurch zum Guten als zum Freunde gelenkt wird.“ Worauf sie beide begeistert einstimmten, und mich versicherten, daß sie's grad so annehmen wollten.

Versteht sich, daß auch in mir etwas, oder viel von der Freude eines Jägers war, da ich so fest ich wollte hielt, was ich nun lang genug hetzte. Nur daß dann jählings, ich weiß nicht von woher, ein ganz unsinniger Verdacht mich befiel, als wäre auch das Letztbeschlossene immer noch nicht richtig, und so fuhr ich unwirsch genug auf und sagte: „Potz dies und jenes, der Schatz, den wir im Sichern glaubten, Lysis, ist ein Traum; wir sind um Träume reicher, Menexenos!“ „Ja, was denn.“ sagt der Menexenos. „Ich fürchte,“ sag ich, „wir sind

diesen Lügen über Freundschaft wie Taschenspielern eingegangen, außer daß sie mit Worten gaukelten statt mit ihrem Kram.“ „Ja, wie denn?“ sagt er. „Wir wollen zusehn,“ sag ich. „Wer Freund ist,“ sag ich, „ist's doch einem bestimmten Dinge, Menschen oder sonst wem, nicht?“ „Gewiß.“ „Und ist's durch einen Anlaß geworden und ist's um eines Zweckes willen, nicht? Oder ohne Anlaß, ohne Zweck?“ „Mit beidem.“ „Dieser Zweck, dies Ding, um dessentwillen ein Freund zum Freunde seines Freundes wird, ist dies nun auch wieder ihm ein Liebes, Freundartiges?“ „Offen gesagt, ich kann nicht folgen.“ „Das dacht ich mir. Aber vielleicht kommst du mit, wenn ich's so sage, und ich werde so vielleicht auch besser wissen, was ich eigentlich sagen will. Der Kranke, sahn wir, wird Freund des Arztes, nicht?“ „Ja.“ „Sein Anlaß ist Krankheit, sein Zweck Gesundheit.“ „Ja.“ „Und die Krankheit ist das Schlimme?“ „Natürlich.“ „Was ist nun,“ sag ich, „wohl die Gesundheit, ein Gutes oder Schlimmes?“ „Ein Gutes,“ sagt er. „Wir gehn also auf die Behauptung los, daß der Leib an sich nicht gut, nicht bös, durch Siechtum, ein Schlimmes also, der Heilkunde Freund wird, und gegen Gesundheit, die sie gibt, tauscht die Heilkunde Freundschaft ein; und diese Gesundheit ist wieder ein Gutes . . . wie sagst du?“ „Nichts, es ist richtig so.“ „Ist sie nun lieb oder nicht — freund oder nicht, die Gesundheit?“ „Freund.“ „Und Siechtum Feind?“ „Gewiß.“ „Also — es muß schon noch einmal gesagt sein — was weder gut noch bös ist, der Leib, wird durch das Schlimme, den Feind, nämlich das Leiden, dem Guten, der Heilkunde Freund, um ein neues Gutes, die Gesundheit, zu erlangen, was ihm lieb ist und wiederum sich ihm befreunden soll.“ „Es sieht so aus.“ „Also durch einen Feind wird der Freund zum Freunde des Freundes, um einen andern Freund zu gewinnen?“ „Ich glaube.“

„Gut,“ sag ich, „aber einmal so weit, gilt's die Sinne schärfen, damit wir uns nicht betrügen lassen. Daß hier Freund und Freund Freund geworden sind und Gleich und Gleich dazu, laß ich noch durchgehn, so sehr unsere letzten Erfahrungen dagegen streiten. Aber durchschauen wollen wir dieses eine,

damit die Worte uns nicht narren: Die Heilkunde, klang es, ist uns ein Liebes um der Gesundheit willen?“ „Ja.“ „Aber die Gesundheit galt uns auch wieder als ein Liebes!“ „Gewiß.“ „Wenn das so ist, so muß auch wieder ein Zweck dabei sein, ein Zweck in uns!“ „Ja.“ „Und dieser Zweck wird wieder auf etwas gehn, was lieb ist, ein neues Freundartiges, wie aus den alten Sätzen folgt.“ „Freilich.“ „Und das wird uns wieder lieb sein um eines Neuen willen, das wieder lieb sein muß und ein weiteres Liebes ins Spiel zieht —“ „Ja.“ „Ist's nun nicht notwendig, Liebster, jedem Schritt vorwärts auf einem solchen Wege abzusagen? und auf eine Grundform zu gelangen, die sich nicht in ein weiteres Liebes hinein öffnet, sondern ein Ursprüngliches und Urliebes in sich beschließt, eben was uns all das andere ein Liebes nennen machte?“ „Ja, du hast recht, Sokrates.“ „Das eben sag ich — daß wir uns in all die andren Dinge, die wir lieb und freund nannten, um jenes Größern willen, das sie treibt, und die nur Irrgespenste von ihm, nur körperlose Spiegelungen seines Wesens sind — daß wir uns nicht in sie verfangen, statt auf jenes Erste, Geheimnisvolle, den Kern und das Wesen des Freundseins zu dringen. Wir können's darstellen und sagen: Was einem unsäglich teuer ist — wie dann und wann wohl einem Vater ein Sohn teurer ist als alle seine Habe — kann solch ein Mensch nicht in Schicksale geraten, in denen eben dieser unermessliche Wert seines Sohnes ihm das erste beste Ding als unschätzbar erscheinen ließe? Etwa wenn sie ihm zuschrien, der Sohn hat Gift genommen, ob der Wein wohl nicht in seiner Vorstellung ungeheure Bedeutung gewänne, der ihm den Sohn rettet?“ „Was anders?“ sagt er. „Das bloße Gefäß, Ton, der den Wein einschließt?“ „Sogar das.“ „Folgt aber nun, daß diesem Menschen auch eins grad soviel wie das andre gilt? Ein irdner Hafen nicht mehr, nicht weniger als der Sohn aus seinem Fleische, drei Finger Wein ganz soviel als sein Sohn? Oder nicht vielmehr so, daß all diese Arbeit der Seele nicht auf jene gemeinen Dinge selber zielt, Mittel zu einem ungeheuren Zweck, Auf-



wand, den ein Ungeheures fordert, sondern ganz einfach auf jenes Etwas selber, um dessentwillen er aufgewendet ist, der riesige Aufwand? Wäre es wahr, was wir gedankenlos hinsagen, daß Gold und Silber uns viel bedeutet? Oder nicht vielmehr, daß ein andres, was dahinter steht, und trag es welche Form es will, uns allerdings als das Unermeßliche gilt, um dessentwillen Gold, Silber und aller Aufwand nicht zu viel, ja, in Schätzen aufgetürmt noch immer verächtlich erscheint? Ist das so, nehmen wir's so an?" „Oh ja.“ „Und soll's mit dem, was Freund ist, anders sein? Wo wir andrem den Namen geben um eines Fernern willen, war's dies, worauf wir mit der Spitze dieses Wortes zielten, auf die Wahrheit, den Begriff alles dessen, was wir lieben, das, wohinein all die Ströme münden.“ „Sicherlich.“ „Und es ist nicht lieb um eines andern willen!“ „Nein!“

„Und so wäre denn dies von uns abgefallen. Daß wahre Liebe ist, was es ist, um seiner selbst, nicht um des Fremden willen. Nun aber wie weiter? Das Gute ist lieb, nicht wahr?“ „Ich glaube doch.“ „Und wir lieben es, weil uns ein Schlimmes dazu treibt? So mein ich's: wenn von jenen alten Dreien, dem Guten, dem Bösen und dem, was nicht Gut, nicht Böses ist, eines, das Böse, nun plötzlich ganz verschwände, so daß es weder an Leib und Seele je wieder haften könnte, noch an allem dem andern, was zwischen Böses und Gut sich nicht entscheidet, und nur die andern beiden blieben — wie dann? Wäre dann am Ende das Gute uns nichts mehr nütze? hätte es alle Anziehung eingebüßt? Wenn nichts uns mehr schadete, wer bedürfte noch dessen, was nützt? Und wäre nicht plötzlich offenbar, daß wir nur vom Bösen her zum Guten strebten, das Gute nur als Balsam gegen das Böse liebten, das Böse, das Erkrankung hieß? Und vom Kranken freigeworden, wer braucht den Balsam noch? Ist es so geartet, das Gute? und sind wir, zwischen Böses und Gut gestellt, grade dem Bösen und nur ihm verpflichtet, weil es uns lieben macht, was keinen Wert hätte um seiner selber willen?“ „Es scheint doch so,“



sagt er. „So wäre allerdings jenes Urliche in nichts mit allem dem verwandt, was um eines andern willen lieb ist, so sehr wir's auf diesen Mittelpunkt zurückzuführen vermochten. Waren jene Dinge um eines Freundlichen willen lieb, das in ihnen schlief, so ist dies in einer völlig entgegengesetzten Weise geartet und offenbart sich als lieb um eines Feindlichen willen! und wenn das Feindliche verschwände, so wär es auch nicht mehr lieb!“ „Das glaub ich wieder nicht, wie du's zuletzt sagst.“ „Sag mir beim Zeus,“ antworte ich, „wenn das Böse vernichtet wäre, gäb's dann nicht mehr Hunger und Durst und andres derlei? Oder wird's eben Hunger geben, solange Menschen gehn und Tiere laufen, nur nicht notwendig als ein Übel? Und Durst und alle Triebe, nur nicht zerstörerisch, da das Böse ausgetilgt wäre? Ich weiß, es ist lächerlich im Ernste fragen, was dann sein wird, was nicht, denn am Ende, wer weiß es? Immerhin, das eine wissen wir, daß auch jetzt der Hunger seine leichte und glückliche Form ganz wie die unglückliche und schwere hat, und dürsten und die andern Triebe spüren kann man in einer sehr gesunden und in einer sehr kranken Weise, auch wohl in einer dritten, die dazwischen liegt, nicht wahr?“ „Ja wohl.“ „Und warum also sollte, wenn das Böse vertilgt wird, all dies mituntergehen, außer in der böseren Gestalt?“ „Es braucht nicht.“ „Es werden also die Begierden, die nicht gut, nicht böse sind, noch ohne das Böse weiterdauern?“ „Wahrscheinlich.“ „Ist's nun möglich zu begehren und leidenschaftlich zu verlangen ohne zu lieben, was man so begehrt?“ „Nein.“ „Es bliebe also auch, nachdem das Böse fort ist, noch dies und das zurück und wäre uns lieb?“ „Zugegeben.“ „Und wenn kein Anlaß, etwas lieb zu haben, außer dem Bösen bestände, das an was haßte, und man nähme ihn fort, so bliebe nichts, was noch eins das andere lieb hätte, denn mit dem Grunde fällt auch die Wirkung, die er tut.“ „Du hast ganz recht.“ „Hatten wir uns nicht geeinigt, daß es zum Freundwerden eines Anlasses bedürfe, und war's nicht das Böse, dieser Anlaß, der das Nichtbösnichtgute zum Guten trieb?“ „Freilich.“ „Und nun

scheint plötzlich der Anlaß zum Lieben und Geliebtwerden ein anderer zu sein als der!“ „Ja, wirklich, es scheint so!“

„Ist dies das Wahre? Wer weiß? Ist Begehren das Wort? Begier der große Anlaß zur Liebe, der Begehrende Freund dessen, den er begehrt, sobald er ihn, solange er ihn begehrt? Und war, was wir vordem vom Freunde sagten, leer wie Rauschen von Wasser, wenn es fällt, ein Lärm wie von zu langen Gedichten?“ „Es scheint“, sagt er. „Aber freilich wird, wer begehrt, vorher entbehrt haben müssen, und danach verlangen, woran es ihm gebricht.“ „Freilich.“ „Der sich unvollkommen weiß, lieb haben, wovon er fühlt, gewinnt er's, so vollendet's ihn!“ „Ich glaub wohl.“ „Aber unvollkommen kann keiner sein und sich fühlen, dem nicht ein Stück seines innern Körpers — geraubt wäre!“ „Ja.“ „Auf ein Urverwandtes also zielen Liebe, Begier und Leidenschaft, oh Lysis und Menexenos!“ Und beide nickten. „Und wenn ihr ein des andern Freund seid, so seid auch ihr von Grund aus verwandt, ja, gleichen Leibes.“ „Ja,“ sagten sie aus einem Munde. „Und wenn wer sonst nach . . . einem sonst begehrt — er könnte nie begehren, nie lieben, wie er tut, ohne dem Geliebtesten verwandt zu sein, in einer Gesinnung oder Haltung, einem Ton, einer Gebärde der Seele!“ „Freilich,“ sagte der Menexenos, sorglos. Und Lysis schwieg.

Er schwieg, aber ich fragte: „Nun?“ sag ich. „Das Urverwandte zwingt zur Liebe, es ist hier kein Entweichen. Haben wir das Gesetz nicht enthüllt?“ „Ich glaube,“ sagt er. „Und darum,“ sag ich, „muß der Knabe den echten Liebenden, nicht den, der Rolle spielt, lieben lernen, allerdings!“ Und Lysis und Menexenos nickten leicht von oben, aber der Hippothales brach vor Wonne bis auf Stirn und Brust in tiefen Purpur aus.

Und ich sagte, um das Gespräch zusammenzufassen: „Wenn das Verwandte nicht etwa heimlich dasselbe ist wie Gleich und Gleich, so ließen wir's, scheint mir's, mit diesem letzten bewenden; wenn aber „Verwandt“ nur eine Maske für „Gleichartig“ wäre! Dürften wir dann den alten Satz im Stiche

lassen, nach dem zwischen Gleich und Gleich keine Freundschaft gestattet wird? Eines dem andern nicht nützt? Und ob Unnützes Freund sein könne, ist nicht die Mühe wert zu fragen. Wenn ihr's zufrieden seid, da wir schon einmal wie Trunkene schwer von Gedanken sitzen, so kommen wir überein, das Gleichartige nicht für dasselbe wie das Verwandte gelten zu lassen, ja?" „Recht.“ „Aber werden wir nun zum Verwandten das Gute zählen und zum Fremden das Böse? Oder sagen, Bös und Bös sei unter sich so verwandt wie Gut und Gut und alles übrige auch?" Sie sagten ja, diese Paare seien verwandt untereinander. „Aber so sind wir ja," sag ich, „wieder auf allen Wegwurf zurückgefallen, auf den wir die alten Sätze über Freundschaft abgeladen haben, ihr Klugen! So wird ja der Frevler und der Frevler, der Schuft und der Schuft grad so Freund und Freund wie der Gute und der Gute!" „Es sieht so aus," sagte der eine. „Aber mehr noch! wenn „gut“ „verwandt“ ist, ist dann nicht wieder nur der Gute und nur des Guten Freund?" „Auch das.“ „Und wir hatten's fortgetan! oder denkt ihr nicht mehr daran?" „Doch.“ „Und was hätten wir aus dem ganzen Gespräch, was kommt heraus? ganz augenscheinlich nichts! Denn wenn — ich habe nämlich das Bedürfnis, wie die Weisheitshändler vor Gericht, das Ganze noch einmal zu überblicken — wenn, sag ich, weder die Liebenden noch die Geliebten, noch die Gleichartigen, noch die Entgegengesetzten, noch die Verwandten, noch alle andern, die vor uns gestanden sind — ich besinne mich nicht auf alle bei solcher Menge —, wenn nichts von allem dem den Freund macht, so weiß ich allerdings nichts mehr zu sagen!"

Wobei ich aber nun einmal wen von den Älteren ins Spiel zu ziehen gedachte. Aber gerade da traten wie Dämonen und Götter in einem letzten Akt von den oberen Stufen die Pfleger in uns hinein, der des Menexenos und der andre, die jüngeren Brüder an der Hand, riefen sie und sagten ihnen mit heimzukommen. Es war wirklich spät. Zuerst wollten wir und die herumstehen, sie sich packen heißen, da sie aber statt nach-

zugeben uns in ihrem Kauderwelsch anführen und den Knaben nun erst recht keine Ruh ließen, übrigens auch anscheinend von der letzten Herme am Kreuzweg her eins übern Durst hatten und sich nicht mehr recht zu nehmen wußten, so gaben wir uns besiegt und lösten die Gesellschaft auf. Nur daß ich in ihr Weggehen hinein noch sagte, „du siehst nun, Lysis, und du, Menexenos, wie wir ins Gelächter gekommen sind, ein ganz alter Mensch wie ich und ihr beide. Denn die jetzt heimgehen, werden eben von uns sagen, wir glaubten untereinander Freunde zu sein — wobei ich mich zu euch zähle —, und nur was „Freunde sein“ heißt, hätten wir noch nicht herausgefunden!“

ENDE.











TRENT UNIVERSITY



0 1164 0015697 6

PT2603 .069G4 1918

Eorchardt, Rudolf

Das gespräch über formen und  
Platons Lysis.

DATE

ISSUED TO

66349

